Qf. VI. 91.

Ph.
o.
393b.

R. Jaecklein. 1843.

Briefe zweier Freunde

über

Religion und Glauben.

Kein Buch für Befangene.

Herausgegeben

von

Traugott Walter.

Hamm,
Schulz und Wundermann.
1822.

Vorwort.

Das Unwesen unserer Tage, Unglaubliches als wahr, Unbegreifliches als glaublich der mündig gewordenen Menschheit wieder aufzudringen, hat die Herausgabe nachstehender Briefe veranlaßt. Es ist aber eben so unmöglich, die entwickelte Masse von Geist, in unserm Geschlechte, zur Kindheit zurückzubilden, als die Natur zu zwingen, daß der gereifte Mann nochmals Knabe werde, und dessen Wiegenpferd mit Lust besteige.

Wer in diesen Briefen ein Streben wider die echtchristliche Religion, oder den Staat oder die reine Sittenlehre wittert, der lege ja prüfend die Hand aufs Herz, ob er wohl selbst ein Christ, ein edler Bürger, ein Mensch sei, im schönern Sinne des Worts.

Nur für diejenigen, welche die innigsten Anklänge ihres eignen Gemüths hier wiederfinden, ohne

Muße, hinreichende Bildung oder vielleicht christlichen Muth genug zu haben, das zu entwickeln, was, wie ein göttliches Orakel, aus der Tiefe ihrer Brust, seine Aussprüche über das Heiligste und Höchste emporsendet — nur für diese hat der Herausgeber die Mühe der Mittheilung, so wie die Gefahr übernommen, seine schriftwechselnden Freunde verketzert, und sich selbst, als ihren Genossen, vor dem Tribunal sogenannter Rechtgläubigkeit geächtet zu sehen.

Nachschrift des Herausgebers.

Hast du in diesen Blättern, geliebter Leser, Veranlassungen gefunden, dich zu ärgern, so betrachte sie als nicht geschrieben, denn von dir sollten sie dann nicht gelesen werden. Dem Herausgeber steht das Christenthum höher, als die selbstsüchtige Absicht der Wenigen, welche in der Bethörung der Menge hinlänglichen Grund fanden und finden, eine Kirche zu bauen, von der Jesus nimmermehr der Eckstein seyn kann.

Du aber, reines und frommes Gemüth, dem die Menschheit als Krone der Schöpfung, ein Widerstrahl des Ewigen ist, lege diese Briefe nicht eher aus der Hand, bis du dich überzeugt hast, daß sich in der Lehre des neuen Testaments ihr Inhalt bewährt findet, und daß es möglich sei, Prüfen und Glauben mit einander zu befreunden.

Es ist nicht das Werk zweier Philosophen, das du itzt bei Seite legst — es sind die Ergießungen zweier befreundeter Herzen, die dem Lehrer der Menschheit nachfühlen und nachstreben, von denen der Eine an der Klippe stand, sein Urbild aus dem Gesichte zu verlieren, und der Andere, in unvertilgbarer Ueberzeugung, daß sein innerstes Gefühl die

Stimme Gottes sei, voll Zuversicht in die Wellen sprang und mit klarer Besonnenheit den gebrechlichen Kahn des Freundes über den Strudel rettete.

Ob diese Ergießungen gegen manche eingewurzelte Meinungen anstoßen — kümmert den Herausgeber nicht. Meinungen, die nichts, als solche bleiben wollen, verdienen keine Berücksichtigung. Ist die christliche Heerde nur bestimmt, um neben einander zu grasen, so werden die gesitteten Völker, trotz aller sonstigen Kultur, doch nichts weiter, als was sie nach diesem bildlichen Ausdrucke der Kirche seyn sollen.

Aber das Schicksal der Menschheit leitet Gott. Ihre Bestimmung ist: das Ebenbild ihres Schöpfers zu werden.

Geschrieben im Frühlinge 1822.

Traugott Walter.

Erster Brief.

Adalbert an Theodor.

Ich habe keine Ruhe mehr; troß der rastlosen Thätigkeit, welche die eigne Verwaltung dieses kleinen Guts meiner Trägheit abnöthigt. Noch immer finde ich Muße genug, unaufhörlich auf die quälenden Fragen zurück zu kommen, die schon so lange mein Inneres zerreißen. So werfe ich mich denn in deine Arme, mein Theodor! — nimm die Last von mir, welche mein Herz zerdrückt. O, wärst du hier, daß ich an deiner Brust wenigstens ausweinen dürfte, da das zerstörte Gleichgewicht meines Weesens wohl nicht mehr wieder herzustellen ist! — Doch nein! bei der Bangigkeit, das auszusprechen, was ich dir zu sagen habe; bei der Ueberzeugung, daß die Verwirrung meiner Gedanken mir nur langsame Anordnung meiner Geständnisse erlaubt, würde ich in Gefahr gerathen, dir unverständlich zu werden, wenn deine Gegenwart ein vollständiges Bild meines innern Zustandes in mündlicher Mittheilung erforderte, und so ist es vielleicht itzt weniger schwer, meine Ansichten an dein warmes Freundesherz zu legen. — Beruhigen wirst du mich nicht, das weiß ich vorher; aber die Erleichterung der Mittheilung — sei dieser Trost auch noch so gering — richtet vielleicht meine Seele ein wenig auf; denn du warst mir ja Halt und Stütze in so manchen verwickelten Lagen meines Lebens.

Staune nicht, mein Theodor, daß ich, ein Sohn der Mutterkirche, bei dir, dem Protestanten, Beruhigungsgründe wegen zermalmender Zweifel suche. Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich nicht einmal hoffe, was ich dennoch von dir erbitte. Gieb immerhin diesen Widerspruch der Angst meiner Seele schuld. Nicht der Katholik will sich in die Arme des Lutheraners werfen — der Mensch will dem Menschen begegnen. — Ach du guter, treuer Mensch! nie habe ich dich heißer geliebt, als gerade itzt, in dieser Nacht meines Lebens. — Höre und richte, tröste oder bedaure mich.

Die frühsten Eindrücke, welche unser Gottesdienst auf mich machte, waren unvergänglich tief und süß. Der edle Greis, welcher mit so inniger Andacht das Hochamt verwaltete, steht noch immer vor meinem Geiste. Selige Gesänge schwebten von der Kuppel des Doms wie ein Strom himmlischen Friedens in meine Seele. Meine heißgeliebte Mutter, mein jüngerer Bruder, und einer meiner Kindheitsgespielen, um die ich so lang und viel geweint hatte, schienen mir dann an der Hand wunderschöner Engel herab zu kommen, und lächelten mich an, und winkten mir, als sollte ich mit ihnen gehen. Wenn ich dann an der Seite meiner ältern Schwester, die so inbrünstig betete, vor dem Gnadenbilde unserer heiligen Jungfrau kniete, wurde ich wie begeistert, und ohne reif und verständig genug zu einem zusammenhangenden Gebete zu seyn, rief ich wiederholt die theuren Namen Jesus und Maria, bis Sophie mich aufmerksam machte, daß meine laut werdende Andacht für die Gemeinde störend wäre.

So weit meine Erinnerung in diese schönen, früh-

sten Tage meiner Kindheit hinabreicht, finde ich eine vorzügliche Beweglichkeit meines Gemüths für religiöse Gefühle, und ich könnte aus meinem eignen Leben die Behauptung derer widerlegen, so da meinen, daß das Kirchengehen für Kinder von zu zartem Alter, weil sie sich langweilten, schädlich werden könne, indem ihnen ein Widerwille gegen die Beiwohnung des Gottesdienstes angebildet werde.

Dies mag — und gewiß auch nur zum Theil — für die Kinder deines Glaubens gegründet seyn, weil bei euch die Predigt den Housttheil der Andacht ausmacht, und der Mangel geistiger Entwickelung den Verfolg des Kanzelvortrags — sei er auch noch so schön — der Seele im ersten Alter unmöglich macht. Bei uns, wo die Lithurgie mehr für Gefühl und Anschauung gesorgt hat, ist es gewiß anders.

O hätte ich in dieser seligen Unbefangenheit verharren dürfen! — Wie bald wurde Vieles anders — wie früh wurde der Zwiespalt in mir geboren und genährt!

Meinen Religionsunterricht erhielt ich von einem würdigen Geistlichen, der besonders den Armen viel Gutes that. Er lehrte mich: ich solle Gott über alle Dinge lieben, und meinen Nächsten wie mich selbst; das sei Christus Geheiß. Ich müsse Vertrauen zu Gott hegen, und auf seine Allbarmherzigkeit bauen, da ich ein sündiger Mensch sei; denn Christus habe uns durch seinen Kreuzestod wiederum mit Gott versöhnt. Bei aufrichtiger Beichte und wahrer Buße sei mit Gewißheit Vergebung der Sünden zu erwarten, sonst stürze sich der Mensch in ewige Verdammniß. Die Fürsprache der gnadenreichen Mutter und der Heiligen

müsse angesprochen, nichts, gar nichts dem eignen Verdienste zugerechnet werden.

Der Glaube an die Dreieinigkeit, an den Vater, Sohn und heiligen Geist sei Grundbedingung, so wie, daß diese Drei zugleich Eins sind. Christus sei zugleich wahrer Gott und wahrer Mensch gewesen. Sein Leib vergegenwärtige sich beim Genuß des Abendmahls, daher die unaussprechliche Heiligkeit dieses Sakraments.

Die katholische Kirche sei die allein Seligmachende. Der Papst, als Stellvertreter Christi, als Nachfolger Petri, des ersten aller Apostel, habe Macht zu binden und loszulassen.

Die Erlösung durch den Martertod des Heilandes, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt, der Einfluß des heiligen Geistes, die Heiligung überhaupt, der Begriff und die Natur der sieben Sakramente — alle diese Mysterien unsers Glaubens, waren die Gegenstände eines Unterrichts, der einen bedeutenden Theil der Lehrstunden ausfüllte.

Obgleich noch ein zarter Knabe, hörte ich die Lebens- und Leidensgeschichte des Welterlösers mit dem innigsten Entzücken, und jauchzte auf vor Freuden, als er am Kreuze endlich die Worte ausrufen konnte: „Es ist vollbracht!" und seine unsäglichen Martern nun beendet waren. Das sich mir überall darbietende Symbol seiner Hinopferung, für die Sünden der Menschheit, wurde ein Gegenstand meiner heißesten Verehrung; wo ich ein Kreuz erblickte, beugte ich das Knie, oder berührte es mit meinen Lippen. Ein wahrer Gott erschien mir dieser Sohn der Maria durch seine Wohlthaten, durch seine Wunder, seine erhabnen Lehren der Liebe, der Duldung, der Sanftmuth, und als er kurz vor seiner Kreuzigung den zärtlichen und

rührenden Abschied von seinen Jüngern nahm, um, bei dem Leidenskelche auf dem Oelberge, mit blutigem Schweiße die Erde zu tränken — da brach mir das Herz vor Wehmuth, und mein Geistlicher war kaum im Stande, den Thränenstrom zu trocknen, den ich über die Schlaftrunkenheit der Jünger vergoß, die den, in Martern ringenden Erlöser, trotz seiner rührenden Bitte, in der nächtlichen, fürchterlichen Einsamkeit allein ließen.

Alles was wir Mysterien der Religion nennen, ward von mir blind geglaubt, ohne, aufrichtig zu reden, mein Herz zu erfassen — ich kehrte immer wieder zu Ihm selbst zurück. Als Knabe im Tempel, auf der Hochzeit zu Cana, an der Todtenbahre des Jünglings zu Nain, bei seiner erbarmungsvollen Heilung der Tochter des armen kananitischen Weibes, neben dem Missethäterkreuze auf Golgatha — stand ich an seiner Seite, und der seligste aller Geister, die je von Gott ins Daseyn gerufen worden, schien mir Johannes, weil er der Liebling des Herrn war. Mein ganzes Wesen war in eine Liebesregung für den Weltheiland aufgelöst.

In dieser Zeit lernte ich dich kennen, mein Theodor. Aus dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses sagte mir dein offenes Gesicht beim ersten Anblicke zu, und sogleich verstand ich deinen freundlichen, einladenden Wink, herunter zu kommen und unter der Linde mit dir zu spielen. Du weißt, schon am ersten Abende hielten wir einander fest umarmt, und du hast keinen Apfel gegessen, ohne ihn mit mir zu theilen, keine Freude genossen, ohne deinen Adalbert. Zu meiner Neigung für dich, den ältern von uns beiden, mischte sich bald ein gewisses Anerkenntniß deiner

Ueberlegenheit, und so wurdest du mir auch Rathgeber in allen meinen kindischen Angelegenheiten — du warst mir Bedürfniß geworden, und ich besuchte dich und deines Vaters Haus täglich.

Dieser nahe Umgang mit dir und den Deinigen begann nun aber meinen Geistlichen zu beunruhigen. Bald hörte ich, daß zu viel Gemeinschaft mit Protestanten nicht rathsam sei, Irrthümer in unsere Begriffe bringen, dem Heil unserer Seele verderblich werden könne. Von dem, was protestantisch sein heiße, erfuhr ich nicht ein Wort.

Unbedingtes Vertraun zu meinem Religionslehrer gab indessen seiner Erinnerung ein großes Gewicht; ich beschloß dieser Ermahnung zu folgen, aber ich hatte dich schon viel zu lieb gewonnen, ohne das Opfer, deinen Umgang zu entbehren, nicht schmerzlich zu empfinden.

Als ich das nächstemal mit dir zusammentraf, und du mich wegen meiner plötzlichen Zurückgezogenheit so lange wehmüthig, ernst und still betrachtetest, und dann so liebreich fragtest: Adalbert, was habe ich dir gethan? — da zuckte es wie ein Stich durch meine Brust. Ohne zu antworten, stürzte ich nach Hause auf meine Kammer und rief schluchzend: Ist denn Theodor nicht mein Nächster? Ist denn ein Protestant nicht mein Nächster? Soll ich denn Gott nicht über alle Dinge lieben, und meinen Nächsten wie mich selbst?

Dieser Augenblick entschied für den traurigen Pfad, den meine religiöse Ausbildung einschlagen sollte. Der erste Widerspruch zwischen dem, was mein Gefühl, als gut, mir zu thun rieth, und was das Geheiß meines Religionslehrers als Pflicht mir auferlegte, war in mir entkeimt; doch folgte ich der letz=

tern, so störend für mein Jugendglück die Scheidewand zwischen dir und mir aufgebaut da stand — ich begriff gar nicht, warum sie dich und mich von einander trennen sollte.

Seitdem sah ich dich selten, ohne dich vergessen zu können; die Bekanntschaft einiger neuen Gespielen konnte mich nicht entschädigen, und — so unheilsam hatte die erste Erfahrung gewürkt — meine nächste Frage an den neuen Spielgenossen war immer: Bist du ein Protestant?

Mehrere Monden verstrichen — die Farben deines Bildes in meiner Phantasie wurden schon bleicher, als die Begebenheit eintrat, die mich auf ewig an dich fesseln sollte.

An der Hand meines, sonst so liebevollen, Lehrers kam ich des Morgens früh aus der Messe — unser Weeg führte uns durch die enge Mauritiusstraße. Ein Stier, den der Schlag des Metzgers verfehlt hatte, stürzte wüthend und schnaubend auf uns daher — an ausbiegen und entfliehen war nicht zu denken. Das Erbleichen meines Geistlichen, das verwirrte Geschrei aus allen Fenstern und die, mit jeder Sekunde fürchterlicher, auf uns eindringende Gefahr brachten mich einer Ohnmacht nahe. Da stürzte ein Knabe zwischen uns durch, und seinen Oberrock mit unbegreiflicher Geschicklichkeit und Kühnheit dem tobenden Thiere über Kopf und Hörner werfen, den geblendeten, überraschten und betäubten Stier gegen die Häuser anrennen sehen, mich bei der Hand ergriffen, und durch den nun gewonnenen Raum, wie im Orkane, fortgeführt und gerettet fühlen — war das Werk eines Augenblicks.

Du warst dieser Knabe, Theodor! Noch heut wird mir das Auge feucht, denke ich an die männliche

Besonnenheit des Kindes, an deine sich selbst zum Opfer hingebende Liebe, und an die Liebkosungen meines Lehrers zurück, die er dir, so unverstellt, in reichem Maße, zollte.

Triumphirend fragte ich, als wir kaum ins Haus getreten waren: Nun darf ich doch wohl wieder mit Theodor spielen? — Sei es, daß meine Frage überhört war, oder unbeantwortet bleiben sollte, es erfolgte kein Laut. Eine nie gefühlte Bitterkeit strömte durch meine Seele, und ich ergrimmte. Bald murmelte ich mir selbst zu, „ich will ihn nicht lassen!“ und seitdem sah ich dich verstohlen und heimlich, so oft ich konnte, ohne daß du ahnetest, wie ungehorsam ich war.

Mit dieser Liebe zu dir bin ich groß geworden. Nie hast du über deine Religionsgrundsätze mit mir gesprochen, oder die meinigen angefochten. Als wir Jünglinge wurden, machte mich dein tugendhafter Sinn mit den Großthaten alter und neuer Helden bekannt. Aristides, Epaminondas, Pelopidas, Sokrates, Regulus, Cincinat, Hannibal, Arnold von Winkelried — O, du kennst ja die hohen Männer alle, die uns begeisterten! — stählten meine Vorsätze, erweiterten meine Ansichten über das Menschengeschlecht, und ich fühlte oft beschämt, wie tugendhaft und weise uns eine Legion großer Charaktere jenseits unserer Zeitrechnung begegnet, denen wenige hervorragende Geister, an sittlichem Werthe, innerhalb der Grenzen dieser christlichen Jahrhunderte, an die Seite gesetzt werden dürfen.

Eine Hauptepoche in meinem Leben aber machte das Studium des niederländischen Befreiungskrieges, geschildert durch Schillers freien, unsterblichen Griffel.

Unbefangen theiltest du mir dies Buch mit, ohne zu wissen, daß es meine Ruhe untergrub. Alle Werke von Schiller waren mir untersagt — dies las, dies verschlang ich heimlich. Eine Welt ging mir auf — ich schauderte, daß die Religion Jesu Ströme von Blut, Scheiterhaufen ohne Zahl, Todesröcheln, Angst- und Martergeschrei von Hundert Tausenden hingewürgter Schlachtopfer verlangen sollte, um das Gesetz der Liebe auf Erden zu behaupten. Eine entsetzliche innere Verwirrung führte mich in noch entsetzlicheres Dunkel — ich lernte die Inquisition kennen — ihre teuflischen Mittel — ihre Folterinstrumente — ihre empörenden Autos da Fe, alles zur Ehre Gottes und des Welterlösers.

Kannst du mir es verargen, Theodor, wenn ich anfänglich den edlen Geschichtschreiber in aufbrausendem Zorne einen Verläumder der heiligen Kirche und Religion schalt, bis, leider! vergleichende und erweiterte Lectüre mich nicht mehr, über die Wahrheit der Sache, täuschen konnte.

Die Folge dieser traurigen Erkenntniß, wirst du von selbst richtig würdigen. Mißtrauen war es gegen alle Bücher, die mir mein Geistlicher zur Belehrung empfahl. Viele darunter waren gewiß vortrefflich, aber ich nahm sie schon mit Vorurtheil in die Hand, und als ich endlich, siebzehn Jahr alt, der Hut dieses Lehrers gänzlich enthoben ward, und später, im Besitz eines guten Vermögens, der unseligen Grübelei mit aller Leidenschaft nachhängen konnte, die der verderbliche Funke des Zweifels in meiner Brust entzündet hatte, so stellte ich zusammen, was Welterfahrung und wissenschaftliche Erkenntniß mir als Resultat geliefert hatten, und jetzt — o

Gott! — Laß mir noch ein wenig Ruhe — es will nicht über meine Lippen, was ich doch früher oder später aussprechen muß — wenn dir Alles, was ich hier niedergeschrieben habe, nicht als Räthsel oder Fieberphantasie eines Wahnwitzigen erscheinen soll.

Jahrelang bin ich nun schon von dir getrennt. Vielleicht wäre es besser mit mir, hätte uns das Schicksal bei einander gelassen. Wie weit du indessen fortgeschritten bist, weiß ich nicht, wohl aber, daß selbst die Fortschritte deines wohlgeordneten Geistes den Flug nicht mehr ereilen können, den meine Zweifel genommen haben.

Wenn ich jetzt dem Cultus unserer Kirche beiwohne, der mich, den Knaben, in Entzücken dahinriß — so fühle ich eine todte Leere, weil der Grundstein, worauf alles gebaut worden, darunter fortgerissen ist. Und doch bete ich mit glühendem Herzen zu Gott — aber nicht mehr als ein Mitglied der katholischen Gemeinde, nein, der Araber würde eben so zu Allah, der Indier eben so zu Brama beten, wenn auch der majestätische Dom der Kathedrale, sich über uns Drei hinwölbte.

„Unglücklicher! wirst du ausrufen,“ du bist kein Christ mehr!

Theodor! in dieser Anklage liegt mein ganzes Geständniß! und meine Pulse beben, meine Hand zittert, kaum kann ich noch weiter schreiben, indem ich dir's gestehe — ich muß in den Garten hinaus, unter dem unendlichen Sternenhimmel mich vor Gottes Angesicht hinwerfen, und in Jammer ringend flehen: Vater! Vater! verstoße dein Kind nicht! —

nach Mitternacht.

Da beleuchtet meine Lampe das Bild des Heilandes vor mir. O du Sonne der sittlichen Welt, meine Seele hangt an dir wie damals, als ich noch immer an meiner Schwester Seite zu dir betete! — Und doch bin ich kein Christ mehr! Erlöser der Welt, ich glaube an deine himmlische Liebe, und gehöre doch nicht mehr zu deiner Gemeinde! O, dürften die Gefühle meines Herzens den zerrissenen Bund mit den Begriffen meines Geistes wieder schließen — auch ich wäre durch deinen Opfertod erlöst! — —

Gute Nacht Theodor! — rette mich — ach erleichtere mich nur! Gieb deiner Antwort Flügel, ehe ich verzweifle!

Zweiter Brief.

Theodor an Adalbert.

Wie hat mein Freund mich erschüttert! — ich sehe ihn mit den Wellen ringen; die der Sturm über ihn zusammenschlägt; da taucht er wieder auf und streckt die Hände nach mir aus, der ich an der Brandung stehe, um ihm ein Rettungsseil zuzuwerfen. O, erhasche es Adalbert! — ich ziehe dich vielleicht glücklich auf das selige Eiland des Glaubens.

So sehr ist dein Inneres krank und wund — daß du dem vermeintlichen Arzte nicht einmal mehr erzählen kannst, wie du in diese Gefahr gerathen bist, wo und wann? — ob du schon Heilmittel versucht, oder Sachverständige um Rath befragt hast? Um die Natur deiner Krankheit zu kennen, um sie mit der Wurzel auszurotten, Falls es ein Mittel dafür giebt,

oder ich, dein Freund, es kenne, bist du nicht ausführlich, zusammenhängend und klar genug gewesen — aber ich, der dein Gemüth, Jahre hindurch, in allen seinen Eigenthümlichkeiten, wie ein deutlich beschriebenes Blatt, durchlesen und erkennen durfte, mir ist dennoch verständlich geworden, was der Grund deines Leidens ist. Der intolerante Mißgriff deines Lehrers und die Grausamkeiten Philipps und Albas, können unmöglich dich aus dem Schooße deiner Kirche gedrängt haben. Es muß in der Reihe deiner geistigen Wahrnehmungen und Schlüsse mehr vorgefallen seyn, was dich mit dir selbst in Zwiespalt gesetzt und den Frieden aus deiner Brust verscheucht hat. Dies hast du zwar angedeutet; aber mit aller Uebereilung, die einer so leidenden Seele natürlich ist, bist du über die wesentlichsten Thatsachen fortgeschritten, um nur sagen zu können, daß du vom Baum der Erkenntniß eine Frucht gebrochen, die dich vergiftet hat.

Ehe ich weiter gehe, mit aller Ruhe den Gang deines Pulses befühle, und meine Mittel anwende, will ich gegen das fürchterliche Fieber, das dich schüttelt, einen besänftigenden, sympathetischen Versuch wagen.

Glaube mir Adalbert, du bist so gewiß ein Christ, als es viele nicht sind, die uns mit der strengsten Beobachtung aller kirchlichen Gebräuche täuschen. Dein schönes, liebendes, ich darf sagen, da ich dich so genau kenne, dein hochgesinntes Herz sichert dich vor allem Abfall, und ich würde die Hände gerungen haben um dich, wie du selbst, wenn du wirklich über den Kreis hinausgetreten wärst, dessen Mittelpunkt Christus ist.

Es ist eine große Unvollkommenheit bei uns Menschen, daß der Sinn bedeutungsvoller Wörter durch den Gang der Jahrhunderte fast ganz verloren gehen, und eine schiefe Bedeutung sich des ursprünglichen, ganz anders gemeinten Ausdrucks bemächtigen kann.

Wenn du mit Recht den Jünger Johannes, den Lehrer der Liebe, der Duldung, der Sanftmuth, der Demuth, der auch handelte, wie er lehrte, für einen wahren Christen hältst, und das erste Jahrhundert ihn so nannte, ist es nicht bedauernswürdig, daß tausend Jahre nach ihm, Gregor der Siebente eben so genannt wurde, weil er zufällig, wie damals Johannes, der Hirt der Christenheit war? Oder verdiente die ganze Menge der stockblinden Eiferer und wüthenden Partheigänger meines Glaubens den Namen Christen? Oder konnte Karls roher Bekehrungseifer aus den Schwärmen von Sachsen, die, wie die Stiere zur Tränke, an die Ufer der Flüsse getrieben wurden, durch dreimaliges Beschütten mit Wasser, Christen machen?

Wenn die Sache nicht zu ernst wäre, könnte man darüber in Lachen ausbrechen, mit welcher Gewalt die Zeit dem Gemeinen den Stempel des Ehrwürdigen und Heiligen aufzuprägen weiß.

Vor allen Dingen also, lieber Adalbert, betrachte dich einstweilen noch nicht selbst als einen Abtrünnigen, und laß uns sehen, ob ich dich richtig verstanden, oder vielmehr richtig errathen habe?

Ohne Umschweife denn und grade herausgesagt:

Du glaubst nicht mehr an einen, für *wesentlich* gehaltenen, Theil der Satzungen deiner Kirche.

Welchen du verwirfst? kann ich nicht wissen, denn deine Mittheilung darüber fehlt gänzlich. Aber auch ohne diese Darlegung deines Glaubensbekenntnisses, kann ich dir wenigstens auf halbem Weege entgegen kommen, durch — das Meinige.

Du weißt, ich bin ein Protestant, und zwar ein Lutheraner.

Als Lutheraner muß ich glauben, wie du, an Vater, Sohn und Geist, und daß die drei Personen der Gottheit doch nur wieder Eins sind;

ich habe dem Teufel und allen seinen Werken und allem seinen Wesen entsagen müssen;

ich soll glauben, daß ich mit dem Genuß des Abendmahls den wirklichen und wahren Leib und das wirkliche und wahre Blut Christi empfange.

Bei meiner Confirmation waren noch mehrere Satzungen in meinem Glaubensbekenntnisse enthalten, die ich übergehe, weil ich dir nur überhaupt zu zeigen brauche, welche Richtung mein Glaube genommen hat, indem er sich von positiven Dogmen entfernte.

Nun bin ich gewiß nicht der einzige Protestant, der die Dreieinigkeitslehre für den unfruchtbarsten aller Kirchenartikel hält, ja ich bin überzeugt, daß ein großer Theil eurer Bischöfe und Päbste im Herzen eben so gedacht hat, gar nicht zu gedenken, daß diese, allerdings nicht allein mystische, sondern außer aller menschlichen Denk- und Glaubenskraft liegende, Personificirung und wieder Identificirung, von Drei und Eins, den Missionarien unsägliche Hindernisse bei Verbreitung des Christenthums in den Weeg gelegt, und den Funken der Erleuchtung, durch die

wesentlichen und wahren Lehren Christi, in die Herzen der Heiden geworfen, oft wieder verlöscht hat.

Was hat diese Dreieinigkeitslehre, die, vor des Erlösers Geburt bereits, von jüdischen Philosophen angenommen, und mehr oder minder ähnlich in den Systemen anderer asiatischen Völker vorgefunden wird, mit dem Geiste des Christenthums zu schaffen? Welcher wahrhaft gebildete Christ, der eine, des allerhöchsten Wesens, das wir Gott nennen, würdige Idee hat, wird einen Teufel annehmen? Auch dieses Schreckbild hatten die Juden, so empfänglich für Religions- und philosophische Lehren der asiatischen Nachbarvölker, ererbt, und da Christus als Lehrer des jüdischen Volks hauptsächlich auftrat, sprach er vom Teufel sowohl, als von andern, in den Köpfen der Israeliten lebenden Lutfgebilden — denn er selbst war ein Jude — nur in den Begriffen und nach dem Sinne seiner Landsleute.

Ist es denn nicht so sehr begreiflich, daß er, um die Seegnungen seiner Lehre zu verbreiten, nicht mit einmal Alles umwerfen durfte, was die Menge so lange für wahr gehalten hatte, wohl überzeugt, daß diese heidnische Dämonologie sich von selbst untergraben müsse, wenn das Licht seines wahrhaft göttlichen Unterrichts, die Würde der menschlichen Vernunft gerettet haben würde?

Was soll ich von der Glaubensbedingung meiner Confessionsverwandten sagen: die beim Genuß des Abendmahls den wahren Leib, das wahre Blut des Heilands zu genießen meinen?

Diese Idee hat auf mich, in sehr zartem Alter schon gewürkt, wie sie bei jedem gebildeten Menschen auf dem ganzen Erdboden, ja, den Anthropophagen

ausgenommen, selbst bei dem rohen Sohne der Natur würken mußte — sogar physisch widrig. Ich darf mir nicht die Mühe nehmen, diese ungereimte Erklärung der Einsetzungsformel des Erlösers, beim Abendmahl, zu widerlegen, eine sehr ehrwürdige, protestantische Gemeinde, die der Kalvinisten, glaubt nicht daran, und viele, viele Tausende sind daher meiner Meinung.

Dieses unglückliche Dogma, aller Versuche Melanchthons ungeachtet, von Luther, mehr als hartnäckig, verfochten, riß schon in der frühsten Jugend der protestantischen Kirche unheilbare Spaltungen. Die beiden Confessionen der Lutheraner und Kalvinisten haßten und verfolgten einander bitterer, als Katholiken und Protestanten sich je verabscheuungswürdig erscheinen konnten. Dieses unglückliche Dogma, der Sinnlichkeit, des Pietismus und der Geistesverwirrung gemeinschaftliches Kind, bog den emporstrebenden jungen Baum besserer Erkenntniß wieder zur Erde. Die Reformation, gebaut auf den erhabnen Begriff religiöser Freiheit, wurde von neuem in die Bande eines ungereimten Lehrsatzes geschlagen. Es ist wahrhaft entsetzlich, wie die protestantische Geistlichkeit den triumphirenden Schritt ihrer Kirche, durch das liebloseste und unchristlichste Kanzelgeschrei, durch einen Fanatismus, der sich sehr gern Scheiterhaufen erbaut hätte, wenn er nur nicht so ohnmächtig gewesen wäre, muthwillig hemmte. Und wenn sich nach allen Gründen historischer Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, daß, ohne dies jämmerliche Schisma, vielleicht ganz Deutschland itzt nur eine selbstständige und freie evangelische Kirche bildete, so muß man es als eine besondere Fügung der Vorsehung betrachten, daß Maximilians Enkel, der große Karl, herrschsüchtig

und staatsklug, wie er war, durch seine Begünstigung der katholischen Parthei, mehr die politische Selbstherrschaft seiner Kronen und die bürgerliche Unterjochung Deutschlands, als die Allgemeinheit der alten Kirche beabsichtigte; denn mehr als einmal sehen wir ihn sehr geneigt, das Interesse der Hierarchie, in sehr verdächtigen Stellungen gegen dieselbe, für seine despotischen Pläne aufzugeben. Und wenn er durch diesen politischen, am Ende seines Lebens freilich das Ziel verfehlenden Charakter, dem gedrängten Protestantismus noch einmal Genesung von der schweren Krankheit gestattete, so kann ich mich der Freude nicht erwehren, daß er der Vater, nicht der Sohn Philipps war, da dieser, ein blinder Sclave seiner Beichtväter und der römischen Kirche, alle Saaten der neuen Reformatoren zerstampft und nicht eher geruht haben würde, bis, auch in dem letzten Dorfe, der unwissenden Menge, wieder lateinischer Gottesdienst gehalten worden wäre.

Sieh Adalbert! da ich so vieles nicht glaube, was meine Glaubensformel enthält, so stehe ich mit dir in gleicher Anklage, und sage dir noch einmal unverhohlen heraus:

ich halte einen bedeutenden Theil der mystischen Glaubenssätze für gleichgültig zur Seligkeit und Aufrechthaltung des Christenthums — einen zweiten für glückliche Allegorie und einen dritten für durchaus schädlich.

Wenn dir dieser Ausspruch zu gewagt scheint; so frage ich dich: Was nützt der Dreieinigkeitsbegriff, der, als bloßer Glaubensatz selbst, der verstandslosesten Orthodoxie in dem finstersten Jahrhunderte Kopfschmerzen und Unverdaulichkeit erregte, und nie von sittlichem Ein-

fluß auf unser praktisches Leben werden kann? Was ist, frage ich ferner, das Sakrament der Taufe anders, als eine, wenn gleich schöne Allegorie, wo sinnbildlich der Mensch von dem Schmutz und den Flecken der Sünde rein gewaschen, und zum Bürger der großen Christengemeinde eingeweiht wird?

Was endlich kann schädlicher, empörender und unvernünftiger seyn, als der Glaube an einen Teufel, den unermüdeten Ruhestörer in dem Haushalt des Himmels? Der Glaube an eine Hölle und die Ewigkeit der Höllenstrafen? — Wer ist so unwissend, die Entlehnung dieser Phantome aus den Mythen vorchristlicher Völker zu verkennen?

Glaube mir, Adalbert, ohne diesen Mysticismus unserer Kirchen gäbe es vielleicht keinen Islam auf Erden mehr, der so viel Anhänger zählt, als die Religion Jesu; und ganz Europa, der bekanntere Theil des nördlichen Afrika und ganz Natolien, so wie das westliche Asien überhaupt, wären wahrscheinlich christlich, hätten die christlichen Zeloten nicht selbst von neuem den Erlöser gekreuzigt. Die Art und Weise, wie die neuentdeckte westliche Welt bekehrt werden sollte, ist zu empörend und scheußlich, als daß ich dabei einen Augenblick verweilen möchte — denke daran: daß mit der katholischen Mystik bei dem Inka den Lehren des Erlösers der Weeg gebahnt werden sollte — und der blutgierige Valverde, statt ein Apostel des Gebots der Liebe zu werden, hetzte zuerst die Spanier zum Morde.

Es läßt sich historisch glaublich machen, daß Muhameds Koran, ohne die Mystik des sechsten und siebenten Jahrhunderts von dem Sande der arabischen Wüsten wieder überschüttet worden wäre.

Denke nur an die entsetzliche Verwirrung in der

christlichen Kirche zu Anfang des siebenten Jahrhunderts — nicht erzeugt durch Streitpunkte im Wesentlichen der Lehren Jesu, denn diese sind, alles in Liebe vereinend, einer verschiedenen Auslegung nicht fähig — sondern durch die ungereimtesten Untersuchungen und Behauptungen, die man zu Glaubenssätzen stempeln wollte.

„Ohne viel zu fragen, wer Christus gewesen, waren die ersten Christen nur darum bekümmert, was zu thun sei, um das Glück in jener Welt gewiß zu finden,“ sagt Johannes Müller so tief und wahr *). Aber dieser echte, reine Geist des Christenthums, wehte nicht mehr durch die Gemeinden, als kaum das zweite Jahrhundert abgelaufen war. Die unglückseligen Schwärmereien der Gnostiker mischten sich in die reinen eindringlichen und beseligenden Lehren des neuen Glaubens, der, ungeachtet seiner Göttlichkeit, die Wuth menschlicher Leidenschaften nicht auszurotten vermochte. Eigennutz, Herrschsucht, Hochmuth, Unverträglichkeit hüllten sich in das ehrwürdige Gewand der Religion: Eine zahlreiche Kaste fanatischer, hartherziger Priester war auf den Lehrstuhl der, in Christus Fußstapfen wandelnden, Apostel getreten.

Und worüber wurde gestritten? Wehe! wehe! — „Ob Maria eine Gottesgebärerin genannt werden dürfe, da von einem Menschen kein Gott geboren werden kann **)?“

„Ob Christus bei langem Mangel an Speise hun-

---

*) Joh. v. Müller allg. Geschichte 1. Bd. 9. Buch S. 463.

**) Siehe die Geschichte der Nestorianischen Unruhen vom Jahre 428 an. Anmerk. des Herausgebers.

gern mußte, oder blos deswegen hungerte, weil er hungern wollte *)?"

Ich schäme mich, noch viel ungereimtere, ja unanständige Controversen dir nur in Erinnerung zu bringen. Du brauchst die Kirchengeschichte nicht zu studiren, sondern nur durchzublättern, lieber Adalbert, um davon vollständig überzeugt zu werden; daß diejenigen Sätze, die noch heut zu Tage, als unerläßlich zur Seligkeit, geglaubt werden sollen, größtentheils die Erzeugnisse unverständiger und leidenschaftlicher Priesterfaktionen sind, welche oft, durch alle Mittel der Intrigue und Kabale, theils durch Synodal-Beschlüsse, theils durch bloße Befehle der Hofkanzlei, zu Glaubensartikeln geheiligt wurden.

Eine schlechte Authorität für den wahren Verehrer Jesu Christi, besonders, wenn du erwägst, wie es auf diesen Concilien herging, und wie diese entweder die morgenländischen Kaiser beherrschten, oder von diesen beherrscht wurden.

Ueber die Person Christi entstanden schon im zweiten Jahrhunderte Zänkereien, und die Mehrzahl der Christen entschied sich dafür: Den Erlöser für einen Menschen zu halten, mit dem sich eine besondere göttliche Kraft vereinigt habe — und unter dem heiligen Geist eine besondere Kraft Gottes zu verstehen, die nach ihren Wirkungen so genannt werde **).

*) Spaltung der Monophysiten durch diese Frage, die Justinian 565 n. Ch. durch einen Kabinetsbefehl dahin als Glaubensartikel bestimmte: Christus habe nie gehungert, als wenn er habe hungern wollen. Anmerk. des Herausgebers.

**) Siehe: Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche von L. T. Spittler. Fortgesetzt von Planck. S. 24. Anmerk. des Herausgebers.

So dachte man schon zu einer Zeit, wo die Aeltesten des, damals lebenden Geschlechts, sehr wohl noch die Jünger des Erlösers persönlich gekannt haben konnten, und wenn man erwägt, daß seit 1800 Jahren keine weitern Quellen schriftlicher Offenbarung entdeckt worden sind, als die die Christen der beiden ersten Jahrhunderte kannten, so wird man schwerlich in Abrede stellen, daß die unmittelbare Kenntniß und Erkenntniß des Evangeliums im zweiten Jahrhunderte leichter war, als im Neunzehnten. Daß ich dabei nur von dem Theile der Offenbarung spreche, der die Geheimnisse der Erlösung und der Natur der Person des Sohnes Gottes bewahrt, versteht sich von selbst.

Schon im vierten Jahrhunderte gab es keine allgemeine christliche Kirche mehr. Der von Arius aufgestellte Zweifel: Daß der Sohn mit dem Vater nicht hätte zugleich seyn können, die Ewigkeit Christi also nicht anzunehmen sei, spaltete jene von Grund aus. Die erste allgemeine Synode zu Nicäa *) stritt über die, dem Richterstuhl menschlicher Entscheidung so thöricht vorgelegte Frage: ob Christus, wie die Arianische Parthei behauptete, als das erste aller geschaffenen Wesen, Gott nur ähnlich, oder wie die sich rechtgläubig nennende Gegenparthei annahm, Gott völlig gleich sei. Nur nach und nach gingen die meisten germanischen Völker, welche im Laufe der Völkerwanderung neue Reiche bildeten, von dem Arianischen Glauben zum katholischen Lehrsatz von der Natur Christi über. Der Einwand, daß die tollen Ideen dieses oder jenes verdrehten oder verbrannten Gehirns zwar sehr viel Aufsehen erregen konnten, aber dem

*) Im Jahre 325 n. Chr.

Zeitalter nicht zur Last gelegt werden dürfen, würde hierbei sehr erheblich seyn, wenn nicht zu klar am Tage läge, daß die Theologen des Jahrhunderts fast immer in Masse daran Theil genommen, und in den Strudel der, ewig sich neu gebährenden, Controversen mit hineingezogen worden wären. Die sinnlosesten Sätze wurden die ernsthaftesten Veranlassungen zu großen Concilien; und am Ende gewann doch nur die Parthei, welche, durch eine Hofintrigue, etwa einen beliebten Palastbeamten oder eine Favorite in den kaiserlichen Gemächern für sich zu gewinnen wußte; denn, zum Beispiel, was half's, daß die große Synode zu Nicäa die Lehre des Arius verdammte und Constantin sie verfolgte? Dieser Kaiser (dessen Uebertritt zum Christenthum die christliche Kirche mit einmal zur herrschenden machte), wurde durch den Einfluß eines eifrigen Anhängers des Arius auf seine geliebte Schwester Constantia, in einen Freund des, mit dem Anathem verfolgten, Ketzers umgeschaffen, und die Geschichte sagt, Constantin habe sich arianisch taufen lassen.

Nachdem indessen einmal das große Schisma die christlichen Gemeinen gespalten hatte, ging Alles, was bis dahin noch Ehrwürdiges und Gutes aus den Zeiten der Apostel her übrig geblieben war, mit schnellen Schritten seinem völligen Untergange entgegen.

Und wie konnte es anders seyn, da das abendländische Kaiserthum unter Valentinians Herrschaft das Blut der Arianer, der tyrannische Beherrscher des Morgenlandes, Valens, das Leben der Athanasianer oder Rechtgläubigen, der Antipoden jener Parthei, mit fanatischer Wuth verlangte.

Erst Theodosius, den wir bei großer Herrscher-

anlage, in seiner Stellung zur Kirche oft in schwacher Abhängigkeit erblicken, schlug sich auf die Seite der Rechtgläubigen, und von nun an sehen wir den Arianismus immer mehr und mehr kränkeln und endlich völlig ersterben.

Aber mit dem Siege über diese gefährliche Secte, wurde der entschlummerte Geist christlicher Liebe und Duldung nicht wieder zum Leben erweckt. Eben dieser Theodosius erfand schon gegen Ende des vierten Jahrhunderts zur Ausspürung der Ketzer, ein höllisches Inquisitions-Tribunal, und nach und nach reißen sich alle Gräuel von der Kette los, an welcher echt christlicher Sinn, der nun immer seltner wird, die Leidenschaften der Secten gefesselt hielt.

Bereits im Jahre 385 wurde der spanische Bischof Priscillian, wegen Annahme manichäischer Grundsätze, zu Trier, durch den Eifer christlicher Bischöfe, zum Tode verurtheilt. Er war der erste Märtirer, der, um seine Ansichten vom Christenthum, durch christliche Priester gemordet wurde.

Von jetzt an dürfen wir den ursprünglich ehrwürdigen Geist der Vorsteher christlicher Gemeinen in ihren Versammlungen nicht mehr erwarten. Bishieher haben wir ein diesen wohl Schwachköpfigkeit aber noch nicht jene nichtswürdige Gesinnung gefunden, die manche spätere auszeichnet.

Die zweite größere, allgemeine Synode zu Ephesus, um die Mitte des 5. Jahrhunderts,*) hat die schmähliche Benennung der Räubersynode erhalten; der Bischof Flavian von Constantinopel starb an den Folgen der, auf derselben, erlittenen Miß-

*) 449 n. Ch. Anmerk. des Herausgebers.

handlungen, und man darf sich nun nicht mehr wundern, wenn der, in der Geschichte der christlichen Religion gebrandmarkte, in dem Kalender der Kirche aber canonisirte Bischof von Alexandrien, Cyrillus, ohngefähr zwei Decennien früher, ebenfalls auf einer Synode zu Ephesus *), durch eine Anzahl kräftiger ägyptischer Matrosen, den Vertheidigungsgründen gegen schreiende Anklagen, die mit vollem Grunde gegen ihn angebracht waren, ein sehr materielles Gewicht zu geben suchte. Desto unbegreiflicher aber bleibt, daß dieser freche Priester, der in dem Verhältniß eines Angeklagten erschien, der Despot der Versammlung wurde, und seine Lehrsätze, als künftige Richtschnur der Rechtgläubigkeit, geltend machen durfte. — Siehe da, Adalbert, den vollwichtigen Grundsatz der Kirche, von der Unfehlbarkeit der Concilien, herrlich begründet!

Den höchsten Grad von Verwirrung und Sectengeist erreichte Justinians Zeitalter, der gewohnt, nach beigebrachten oder ihm eigenthümlichen Ansichten, alle Zweifelsknoten, durch Machtgebote: was geglaubt werden sollte, zu zerhauen, nur die stillkochende Wuth der unterdrückten Partheien noch vergrößerte.

Es wäre schon sehr übel gewesen, wenn bloß die Hauptschismatiker über die Gottheit und Natur Christi, über den Begriff des heiligen Geistes u. s. w. unvereinigt gegen einander tobten, aber diese Secten trennten sich in sich selbst wieder unter einander, und, bei allem diesen Gezänke, entzweite der Stolz der ersten Hirten der Kirche, der Patriarchen zu Jerusalem, Antiochien, Alexandrien, Rom und Konstantinopel

*) 431 n. Ch. Anmerk. des Herausgebers.

sich sogar über den Rang, den einer vor dem andern einnehmen wollte.

So konnte auch nicht einmal das äußere Verhältniß der christlichen Kirche gedeihen. Man darf daher von der großen Masse zu Ausgang des 6. Jahrhunderts behaupten, daß sie gar keine Religion mehr hatte, wenn man nicht die sinnlosesten Begriffe über undenkbare Gegenstände, ein todtes leeres Formelweesen, abergläubische Reliquienverehrung und abgöttische Heiligenanbetung mit diesem edlen Worte bezeichnen will.

Die nach wahrer Religion dürstenden, gebildetern Männer, waren durch die Verdrehungen der Sectirer, durch aufgehobene, wieder sanctionirte, dann oftmals modificirte, einmal für verdammende, dann für seeligmachende Glaubensartikel, so weit von der reinen Lehre Jesu abgekommen, daß sie nicht mehr wußten, was sie glauben sollten, da die Einmischung der, an sich unbegreiflichen, gnostischen, so wie die Uebertragung der, höchster Vieldeutigkeit fähigen neuplatonischen Philosophie in das Christenthum, Ekel und Abscheu, vor allen positiven Sätzen der Kirche, in edlern und verständigern Gemüthern erregen, und tiefe Verachtung der Hüter und Lehrer des Glaubens, in ihrem Gefolge haben mußte.

In diesem Zustande allgemeiner Verdorbenheit überraschte Muhameds Schwert die Christenheit im Osten.

Laß ihn Betrüger oder Schwärmer seyn, Adalbert, so viel ist gewiß, daß sein Islam eine überzeugende Probe tieferer Kenntniß der menschlichen Natur darthut, als alle Artikel, die je, auf Kirchenversammlungen, dem blödsichtigen großen Haufen zu

Glaubenssatzungen, bei Himmel und Hölle, vorgeschrieben worden sind.

Muhamed hat sichtlich Moses Hauptreligionssatz: die Lehre eines alleinigen Gottes, er hat eben so unläugbar die höchsten Lehren unsers Erlösers über Unsterblichkeit, Vorsehung, allerbarmende Liebe des himmlischen Vaters benutzt, und sich bloß Gottes Propheten genannt, daß heißt, Werkzeug des Allerhöchsten für dessen Offenbarungen. Da ist nichts Mystisches, wenn gleich Wunderbares in Menge. So etwas kann der große Haufe glauben, ohne verdreht zu werden, und ich wage auf alle Gefahr die Behauptung hin, daß zwar die Religion Christi, die Religion der edlern Menschheit, für jetzt und immerdar, seyn und bleiben muß, auch nie wieder verdrängt werden kann, sobald der menschliche Geist erst einen freien Blick in eine Welt der Sittlichkeit gethan hat, sobald die Sonne seines innern Lebens, alle Herrlichkeit der materiellen Natur, blos als Dienerin eines höheren Zwecks beleuchtet; aber bei einem Geschlechte, das nur noch mit Mühe die Augen zum Himmel richtet, und in diesem Himmel bloß eine Verfeinerung irrdischen Sinnengenusses erwartet, trägt Muhamed den Sieg davon.

Lege einem wilden Kanadier den Koran und deinen Katechismus vor — ich habe nicht den geringsten Zweifel, seine Wahl wird sich bald für den erstern entscheiden.

Könntest du denn sonst erklären, wie es möglich war, daß in noch nicht hundert Jahren, das Kaliphat von den Ufern des Tigris, über ganz Vorderasien, über das ganze nördliche Afrika in das westliche Europa eindrang, und erst an deu Pyrenäen

seine entgegengesetzte Grenze fand? Daß die großen Diözesen von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien zu Kirchspielen zusammenschrumpften, und aus herrschenden Kirchen zu bloß geduldeten wurden? Hältst du es möglich, daß die, von Menschen wimmelnden, Provinzen des morgenländischen Kaiserthums, wenn sie eben so von Christus begeistert gewesen wären, wie die Moslemin von des neuen Propheten Glaubenssätzen, von bloßen arabischen Horden, die, wie der Samum ihrer Wüste, versengend hervorbrachen, erdrückt werden konnten? Ist es begreiflich, daß eine, so eben geborne, neue Lehre, den Sieg über eine unendlich höhere, die ein Alterthum von sechs Jahrhunderten, um feste Wurzel zu fassen, bereits erreicht hatte, davon tragen durfte, wenn die Allgewalt des Islam auf das menschliche Herz, bei Hundert Tausenden, welche, durch den mystischen Kram, um den göttlichen Genuß des wahren Christenthums betrogen waren, den Durst nach einem glaubbaren Glauben nicht einigermaßen gestillt hätte? denn, wenn auch viele Christen aus Furcht vor den Moslemin deren Lehre annahmen, so sind unstreitig die meisten freiwillig zu ihnen übergetreten.

Muhamed lehrte ja auch einen einigen Gott; befahl öfteres Gebet, Wohlthätigkeit gegen die Armen; und seine Andachtsübungen, seine Wallfahrten nach Mekka, seine Ramadhan-Fasten, Reinigungen, Verbote dieses oder jenen Genusses, zeigten über das Grab hinaus eine Belohnung, die dem feurigen, sinnlichen Orientalen Genugthuung geben konnte.

Die himmlischen Jungfrauen in unvergänglicher Schönheit, die Rosen seines Paradieses, die kühlenden Schatten und himmlischen Sprinbrunnen, ja,

die, von keiner Menschenzunge auszusprechende, unbekannte Glückseligkeit für die frömmsten Anhänger seines Glaubens, waren einer glühenden Phantasie unstreitig seligere Güter, als die, aus den unfruchtbaren und spitzfindigen Grübeleien der Arianer, Macedonianer, Apollinaristen, Monophysiten, und wie sie alle heißen mögen, hervorgehenden Kirchensatzungsartikel, die für den Verstand unbegreiflich, für die Einbildungskraft zu unbildlich, für das Herz kalt und todt waren, und immerdar bleiben werden.

Dabei hatte man in der christlichen Kirche die Hauptsache, das erste aller positiven Glaubensdogmen, den Dreieinigkeitsbegriff, so schief und kärglich behandelt, daß man sich unendliche Mühe gab zu zeigen, wie Eins, Drei seyn könne, und doch Eins bleiben, indessen erst in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts darauf verfiel, die dritte Person in der Gottheit, den heiligen Geist, näher zu bestimmen. Eine große Synode mußte auch hier aushelfen *).

Was ich dir in diesem Briefe gesagt habe, Adalbert, würde, als Darstellung einer Entstehungsart der kirchlichen Dogmen, und zwar für den positiven Theil derselben, keinesweges genügend seyn, aber ich halte es hinreichend für meinen Zweck, dich darauf aufmerksam zu machen, und zum weitern Nachdenken darüber anzuregen; daß das reine, wahre Christenthum und ein großer Theil der kirchlichen Dogmatik, gar zu häufig, nicht *in einander* enthalten sind, sondern unabhängig *neben einander* fortgehen. Hieraus würde ganz richtig gefolgert werden

*) Die von Konstantinopel 381 n. Ch. Anmerk. des Herausg.

müssen, daß du ein sehr rechtgläubiger Christ seyn kannst, ohne dich zu einem bedeutenden Theil kirchlicher Satzungen zu bekennen; und umgekehrt, daß ein, bigott an jedem Dogma positiver Kirchensatzungen hangender Katholik, Grieche oder Protestant, noch bei weitem kein Christ ist.

Wäre mir es geglückt, bei dir die Ueberzeugung zu erwecken: daß dem wohl so sein könne; so würdest du dir durch freie, unbefangene, weitere Nachforschung endlich auch die große Wahrheit erringen, daß dem wirklich so ist.

Siehe, Adalbert, es giebt fast keinen denkenden Menschen in der ganzen Christenheit, der bei der strengsten Anhänglichkeit an die Glaubensartikel seiner Kirche, nicht noch einen kleinen Schleich- und Contrebande-Handel mit nun und nimmer zu verhindernden Einfuhrartikeln triebe, welche dem Zoll und Tarif des Beichtstuhls ganz unbekannt und daher unverpönt bleiben. Könnten wir das Herz des frömmsten Papstes wie ein Buch durchblättern, wir würden zum höchsten Erstaunen überrascht werden, welche sprechende Aehnlichkeit seine innersten Ueberzeugungen mit denen eines Zwingli, eines Salomon Maimon, Confutsee, Lokmann oder irgend eines rechtschaffenen Braminen haben. Aber um den Kern ihrer Herzen würden wir die anders gestalteten Schalen und Häute finden, welche Kirchenspaltung und religiöser Zunft- und Sectengeist herumwachsen lassen, und die immerhin seyn möchten, wenn sie nur nicht so gar hart oder bitter wären.

Doch ist es eine wunderbare Erscheinung, daß die nahe liegende Wahrheit, wie jedes leichter zu erringende Gut, von der Masse verschmäht wird, und künstliche Theatersonnen schaulustiger angegafft und

bewundert werden, als die beglückende und befruchtende Mutter des Tages und der Jahreszeiten. Auch in den frühern Jahrhunderten der christlichen Kirche, inmitten des sinnlosen Streitens und Haschens um und nach Luftgebilden standen einzelne Männer auf, Heroen menschlicher Würde und Vernunft, und versuchten die Riesenarbeit, die sich ganz von Christus abwendende Kirche zu ihm zurückzuführen — aber vergebens. Wer wird hier den Namen eines Origines, der schon in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts dem Bestreben, die Lichtseite des Christenthums zu verdunkeln, entgegenarbeitete; wer die Verdienste des ehrwürdigen Pelagius vergessen, der immer zum praktischen Christenthum anmahnte, und die heilsame Lehre gab: wie der Mensch nur durch strenge Befolgung der Gebote Jesu Christi wahrhaft selig werden könne*). Aber ihre Stimmen verhallten gegen die Stürme und das Toben fanatischer Mystiker.

Es ist eine unerklärliche, aber tausendfach gemachte, Erfahrung, daß auch die kühnsten Geister von dem, was ihnen angelehrt worden, selbst dann nur mit einem Grade von innerem und geheimen Schauder abfallen, wenn gleich ihre selbstständige Vernunft ihnen mit warnender Stimme zuruft: nichts zu glauben, als was diese Vernunft selbst genehmigt — ich rede, wohl verstanden, von der Vernunft, nicht von dem Verstande, der nichts glaubt, sondern überall Demonstrationen verlangt.

Du selbst, Adalbert, und dein geängstetes Gemüth beweisen mir von neuem, daß ein gewaltiger Kampf

---

*) Pelagius, ein brittischer Mönch zu Anfang des fünften Jahrhunders.

nöthig ist, um das Evangelium bei dir über den Catechismus zu stellen.

Deine Liebe für den göttlichen Lehrer der Menschheit, — erzeugt durch die reinste Dankbarkeit für seine unaussprechlichen Verdienste, erhöht durch die Bewunderung für seinen heiligen Wandel, und zum edelsten Enthusiasmus gesteigert durch seine unendliche Liebe, die ihn sich selbst opfern ließ — bürgt sie dir nicht, daß er dir näher steht, und du ihm, als wenn du den Umweg durch die Kreuzgänge eines Doms erst machen mußt, um zu ihm zu gelangen?

Der beseligende Spruch aus dem Munde des Erlösers: „Liebe Gott über alle Dinge, und deinen Nächsten wie dich selbst,“ der dich schon als Knabe vor Intoleranz gegen einen Protestanten rettete — der Inbegriff der ganzen Christuslehre, wie der Erlöser selbst sagt — steht er nicht unendlich über der beschränkten Kathederexegese deines, sonst gutmüthigen Geistlichen *)?

Was willst du denn von dir mehr, als was dieser heilige Spruch besagt, um ein Christ zu seyn? Du bist zu gebildet, und was noch mehr sagen will, Adalbert, du hast ein zu richtiges Gefühl, um nicht einzusehen, und zu empfinden, daß auch der erste Heilige, mit der höchsten Anstrengung seiner edelsten Kräfte, im glücklichsten Ringen, nicht mehr vermöchte, als die Vorschrift dieses Spruches zu befolgen, und daß der heilige Augustin, ein bei weitem heiligerer Heiliger gewesen wäre, wenn er nichts höher geachtet hätte, als diesen einfachen Spruch.

*) Der von Pius des vierten vorgeschriebenem Glaubensbekenntnisse zu sehr durchdrungen war. Anmerkung des Herausgebers.

Beruhige dich, Adalbert! O könnte ich dir doch meine ganze Fülle der Ueberzeugung geben, daß du vielleicht nie im Schooße der wahren Kirche so gewiß und wirklich gewesen bist, wie itzt.

Dieser Brief ist das Werk einer Nacht, um in Ruhe dir das Wesentlichste meiner Ansicht über deinen rührenden Zustand und über das, was ihm hoffentlich zur Milderung gereichen wird, niederzuschreiben. Ich weiß sehr wohl, daß ich,

um darzuthun, wie die Verirrungen der Kirche selbst zum Theil die Religion verunstaltet, und

wie der Unfug mit positiven Glaubenssätzen, besonders mit dem, über alles gestellten, mystischen Theil derselben, das eigentliche Christenthum im Christenthum vertilgt hat,

viel ausführlicher hätte seyn können; allein ich weiß auch, daß du nur Andeutungen bedarfst, um selbstthätig weiter zu forschen, und daß mir dein nächster Brief am besten an die Hand geben wird, was ich nachzuholen habe.

Nur vergiß nicht, mich genauer mit dem bekannt zu machen, waran du eigentlich zweifelst — denn ich könnte sonst, indem ich dir begegnen wollte, einen ganz falchen Weg gehen.

Lebe wohl, theuerster Freund! Gott gebe dir bald den verlornen Frieden wieder!

Dritter Brief.

Adalbert an Theodor.

Wußte ich doch vorher, Theodor, daß du mir nicht helfen würdest! Nicht mehr, als den unwidersprechlichsten Beweis, hast du mir gegeben, daß du ein Ungläubiger bist wie ich, und die Ueberzeugung als Zugabe, daß der Protestant viel leichter den Unglauben erträgt, wie der Katholik. Was hast du mir anders gesagt, als daß es nur eine sogenannte Naturreligion giebt, oder vielmehr das Christenthum darin nur aufgelöst werden muß — und was ist Naturreligion anders als Moral? Kann die Moral mich in meiner Stellung zu Gott abfinden; mir die Ueberzeugung einer Ewigkeit, einer Seligkeit in ihr geben? Können alle ethischen Demonstrationen mich eines Glaubens versichern, nach dem ich dürste? Ja, das Bedürfniß eines Glaubens ist es, das mich quält. Du willst mich auf das selige Gebiet desselben hinüberziehen, und treibst mich auf eine Untiefe, wo ich scheitere.

Die Religion, von der du sprichst, löst mir die verwirrenden Räthsel dieses Lebens nicht, giebt mir keinen Trost in den unaufhörlich hingehaltenen Dissonanzen, wo glücklichsten Falls der Mißklang in Verwesung sich auflöst, zeigt mir nirgend das Gesetz, wonach die gedrückte Tugend, das zurückgesetzte Verdienst am Ende doch siegreich, über das freudig hintaumelnde Laster und den leeren Thatenschein, erhoben wird.

Glauben will ich, muß ich — und kann nicht! Das ist ein Verderben, welches täglich in meiner Seele zerstörender um sich greift. Selig jeder, der in kindischer Beschränktheit blind glaubt: Sein blinder Glaube bringe ihn in den Himmel! Selig jeder, der diesen Himmel für einen wirklichen, herrlichen Wohnort in der sichtbaren Nähe Gottes und Christi hält, wo er seine Heiligen und Märtyrer wieder findet, und seine hingeschiednen Geliebten mit Palmenzweigen und Siegeskronen ihm entgegen treten, unter dem ewigen Hosianna! Ja Theodor, je kindischer der Glaube ist, je beglückender und seliger würde er meiner wunden Brust sein! Wohin deine Religion führt, errathe ich, ehe du mich darin einweihst. Da dehnt sich eine kalte unendliche Welt vor mir aus, wo ein Begriff den Gott vorstellt, und ein anderer Begriff mein Himmel wird, und ein Dritter ich selbst bin, hinter dem ein Vierter tückisch herschleicht, der an einer kleinen, winzigen Kette von ohnmächtigen Schlüssen den unbändigen, riesenstarken Zweifel gefangen zu halten glaubt, welcher seine Bande nur einmal zu schütteln braucht, um frei zu werden.

Ist dein Gott nicht ein metaphysisch construirter, dessen ganzes Dasein auf dem Satz des zureichenden Grundes beruht? Ist dein Himmel nicht ein bloß deducirter Ausspruch des ersten Moralprincips? Bist du selbst nicht Sklave dieses Sittengesetzes, das dich nur in so weit für frei erklärt, als du ihm folgst? —

Nur Offenbarung kann uns selig machen — eine, durch Deduction verheißene Seligkeit, kann eben so leicht zur Hölle werden, als jeder Verstandesbeweis, wodurch du mir diesen Himmel öffnest, umzustoßen ist.

Die Offenbarung nun aber, über die ich unter-

richtet worden bin, — ich sage es mit namenlosem Schmerze — findet keinen Glauben mehr in mir.

Du verlangst, ich soll dir alle Sätze hinstellen, die ich nicht glaube. Nun denn, wenn ich dir sage, daß ich einen Gott, als Ursache aller Dinge annehme, über Vorsehung und Unsterblichkeit in Zweifel bin, und Hölle und Teufel für Zerrbilder halte; so brauche ich dir wohl nicht erst zu sagen: wie fest der Dreieinigkeitslehrsatz und die Personificirung des heiligen Geistes, (sobald du aus dem figürlichen Sinne hinausgehst,) in mir Wurzel gefaßt hat; was ich von den Sakramenten als Gnadenmitteln, von der Unfehlbarkeit der Concilien, von der Gewalt des Pabstes: Sünder zu erlösen, von der Quaal der Verdammniß, oder mit dem Banne zu belegen — was ich von der Menschwerdung und allen Geheimnissen denke. — O, Theodor, mir schwindelt, daß ich den Stifter des Christenthums bloß als den ersten Heroen im Reiche der Sittlichkeit, ich darf sagen, abgöttisch verehre — aber seine Göttlichkeit bezweifle!

Prüfe dich einmal selbst, Theodor, ob du noch eine Religion hast? Du nennst Christus in deinem Briefe den Erlöser, den Heiland, du legst ihm die Eigenschaft göttlich bei — und aus Allem was du hinstellst, muß ich schließen, daß du ihn doch nur für einen großen Menschen hältst. — Wie vereinigst du deine Vernunftansicht mit dem Ueberbleibsel von Glauben in deiner Brust?

Was du zu meiner Beruhigung aus der Geschichte der Kirche aufstellst, ist alles wahr, und hat mich eben zu dem Punkte geführt, worauf ich stehe.

Aber wie haben es denn die Männer gemacht, welche, viel kenntnißreicher als ich, mit einer Schärfe

des Verstandes, überhaupt mit Geistestalenten begabt, vor denen ich mich beugen muß, nicht eher Frieden fanden, bis sie der Schooß der Mutterkirche wieder aufnahm?

Soll ich aus ihrem Beispiele denn nicht wenigstens bange werden, auf einen fürchterlichen Irrweg gerathen, durch frevelhaften Fürwitz zu diesem Unglauben, mit meinem Verschulden, gelangt zu sein, wofür ich — wenn es einen Tag des Gerichts giebt — zur Linken des Weltrichters gestellt werde? Warum sind alle diese Männer denn glücklich und ruhig geworden? — Die in der deutschen Litteratur mehr oder minder glänzenden Namen eines Friedrich Leopold v. Stolberg, Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Adam Müller, Karl Ludwig von Haller mahnen mich oft daran, daß auch mit hoher Kultur, der Glaube an die Dogmen der Kirche und hohe Ehrfurcht für die Mysterien der Religion, verträglich nicht allein, sondern nothwendig wird — denn ihr Uebertritt ohne diese Bedingung würde sie als verächtliche Heuchler charakterisiren, und das kann und darf Niemand ihnen nachsagen.

Für mich und mein blutendes Herz wäre es hinreichend, es könnte meine Glückseligkeit begründen, lehrtest du mich: daß Christus wirklich von Gott gekommen, daß er — in der That nicht einmal das *erste aller* geschaffenen Wesen, daß er nur das *erhabenste* sei. Dann würde mir ja einleuchtend, wie er, höchster Ausfluß der Gottheit, in der edelsten Form aller Erscheinungen, für die wir eine Vorstellung haben, in der Gestalt eines Menschen, die Gottheit sichtbar darstelle.

Aber dieser Beweis muß mir nicht als bloße Folgerung, er muß mir als Factum, also *historisch*

deutlich gemacht werden. Kannst du das, so bin ich gerettet, und ich gebe alle übrigen Mysterien dafür hin, über die ich urtheile wie du: daß sie auch dem Gläubigen nicht wesentlich helfen können. Du wirst mich auf den Widerspruch aufmerksam machen, der in meinem Begehren liegt: daß ich einen Glauben verlange und zugleich den Beweis für die Thatsache der Göttlichkeit Christi. Aber dieser Widerspruch ist nur scheinbar — ich will damit sagen: Beweise mir, daß Christus ein wahrer Gott gewesen, als er auf Erden wandelte, dann bildet sich der wesentliche Inhalt meines Glaubens von selbst.

Worauf gründest du dein Christenthum als solches? — Wodurch unterscheidet sich Christus von Sokrates, wenn doch beide die Märtyrer ihrer erhabenen Lehren wurden, und warum ist der Erstere ein Gott, wenn der Letztere nur ein Mensch bleibt?

Wer verbürgt mir die historische Wahrheit der Evangelien, auf die ihr Protestanten mit so stolzer Zuversichtlichkeit immer zurückgeht? Weichen sie nicht in sich selbst bei bedeutenden Thatsachen von einander ab? und wer hat den Evangelisten selbst die Unumstößlichkeit der von ihnen erzählten Thatsachen verbürgt? Sieht man es diesen Religionsbüchern nicht ohne sonderliche Kritik und tiefe Forschung an, daß sie wesentliche Lücken in der Lebens- und Lehrgeschichte Jesu gelassen, und daß die Verfasser nach zerstreuten, hie und da, wie die Gelegenheit gestattete, entnommenen, ich möchte sagen, dürftigen Notizen, den historischen Theil bloß rhapsodisch, den dogmatischen bloß aphoristisch hinstellen konnten?

Muß es nicht auffallen, daß zu einer Zeit, wo noch Griechenland und Rom den alten Göttern opfer-

ten, also die Mehrzahl dieser beiden, damals gebildetsten Nationen noch recht eigentlich in tiefem Aberglauben befangen seyn mußte, (obgleich der Skeptizismus schon häufig bei den Aufgeklärtern Wurzel gefaßt hatte,) kein einziger Zeitgenosse Christi seiner, über Judäa verbreiteten Wunder gedenkt? und, was noch auffallender ist, doch konnte der römischen Regierung nichts entgehen, was in einer ihr so gänzlich gehorsamenden Provinz vorfiel, der nur noch ein Schatten von Selbstständigkeit gelassen war. Die einzige Stelle in dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus, die von Christus spricht, ist mit drei Zeilen geschlossen, und doch sagt dieser Schriftsteller auch nur: Jesus von Nazareth soll Wunder gethan haben. — — Wenn ich erwäge, welchen seltnen Scharfsinn, welchen außerordentlichen Umfang theologischer Kenntnisse euer Lessing in sich vereinigte, und daß er gerade damit endete, wenn nicht vollendeter Spinozist zu seyn, doch wenigstens sich dem Spinozism mit starken Schritten zu nähern, so zweifle ich beinahe an der Ueberzeugungskraft theologischer Beweise, und das mit um so größerem Rechte, als diesem Manne Wahrheit über Alles galt, und er, von so männlicher und dabei doch so milder Gesinnung, gewiß den edelsten Theil aller seiner Gelehrsamkeit hingegeben haben würde, wenn er die völlige Ueberzeugung von der unmittelbaren Offenbarung durch die heilige Schrift sich unumstößlich hätte feststellen können.

Du hast mir Fragmente aus der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte gegeben, Theodor, um mich auf den einfachen evangelischen Glauben zurückzuführen; aber gerade das Studium derselben hat mich um allen Glauben gebracht.

Die spätern Jahrhunderte sind ja nur in die Fuß-

stapfen der frühern getreten, oder vielmehr haben auf die Stockwerke derselben den Dom der Hierarchie gesetzt, und wenn du richtig bemerkt hast, daß wir, in dem ganzen großen Zeitraume bis zu uns, keine weitern Quellen aufgefunden haben, noch auffinden werden, woraus wir das Verhältniß der Kirche zur Religion Christi aus einem edlern Rechtsgrunde, als der bloßen Authorität, zu erkennen vermögen; so kann ich mir kein Institut auf Erden vorstellen, das positiver begründet und weltlicher ausgebildet wäre, als die itzige Kirche, die in meinen Augen zwar wegen politischer Consequenz bewundernswürdig bleibt, doch ohne das Fundament der Verjährung in Trümmer stürzen müßte.

Obgleich das römische Bisthum zu jener Zeit der allgemeinen Verwirrung in der griechischen Kirche, ungleich edler und mit sich weniger in Widerspruch dasteht, so fühle ich doch nur zu gut, obgleich ich es vertheidigen sollte, auf wie schwacher Grundlage seine Usurpation der ersten, gehorsamgebietenden Bischofswürde und die Behauptung beruht: daß der römische Bischof Weltbischof, Stellvertreter Christi auf Erden, Gesetzgeber und Richter für die ganze Christenheit sei.

Sollten die wenigen Worte Christi, der recht orientalisch, immer in Gleichnissen und Bildern sprach, in der Anrede zu Petrus: „Weide meine Lämmer!“ oder: „Du sollst Macht haben zu binden oder zu lösen!“ den verabscheuungswürdigen Despotismus Gregors des Siebenten, Innozenz des Dritten, Bonifaz des Achten rechtfertigen dürfen? Und selbst, wenn die Kirchenherrschaft dieses Apostels durch jene Worte festgestellt seyn sollte, wo ist die weitere Folgerung historisch zu begründen, daß Petrus Vollmacht

hatte, diese kirchliche Gewalt ferner zu übertragen und daß er wirklich davon Gebrauch gemacht, und zwar vorzugsweise zu Gunsten Roms?

Warum kam man denn nach Verlauf von mehreren Jahrhunderten erst auf die sinnreiche Interpretation, den, bis dahin, kaum für den Patriarchen zweiten Ranges gehaltenen römischen Bischof, zum ökumenischen zu erheben?

Ich weiß nicht, wo ich anfangen, wo ich enden soll, um alle Ungereimtheiten aufzustellen, die klar, wie der helle Tag, die Nichtigkeit der Kirchenherrschaft Roms in den Begebenheiten und Prostitutionen, die der päpstliche Stuhl sich selbst herbeigeführt hat, darlegen; aber das unbegreiflichste aller unbegreiflichen Dinge liegt in der gemachten Erfahrung, daß drei lateinische Päpste zugleich sich wechselseitig in den Bann thun, und der Welt öffentlich das Beispiel eines so unerhörten Selbstverraths geben konnten, ohne daß, bis auf die heutige Stunde, diese, durch wissenschaftliche Aufklärung stets fortschreitende Welt, von der wahrhaft eigensinnigen Ansicht zurückkehren will, wie jene Stadthalterschaft Christi eine gänzliche Wiedergeburt erleben müßte, wenn sie den hohen Zwecken des erhabenen Religionsstifters entsprechen sollte.

Die Person der einzelnen Statthalter kommt hierbei nicht in Betracht; ihre Tugenden, ihre Laster sind zufällige Eigenschaften derselben gewesen, bei denen ich mich nicht aufhalten darf, da wir edle Männer auf dem Stuhle Petri gesehen haben, so wie eine Reihe von Sündern, — aber das muß dem blödesten Menschenverstande offenbar werden, daß der Götze der lateinischen Kirche, wie ein entseelter Leichnam, von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr in Verwesung

übergeht, über den der Vatikan zwar noch als ein glänzendes Grabesmonument hingebaut steht, aber den Todtengeruch nicht abhalten kann, welcher auch den Katholiken daran erinnert, daß er freiere Luft suchen muß.

O Theodor, ich ringe die Hände, wenn ich daran denke, daß meine Ueberzeugungen in der Seele Vieler entkeimen könnten, die, ohne den gottlosen Leichtsinn der Voltaire-Diderotschen Schule in sich zu tragen, dennoch über Manches keiner andern Meinung seyn können. Ich erschrecke über den Jammer, der dann über die Christenheit hinschreitend, mit der Sichel der Verhöhnung alles Herrlichen und Edlen, jedes schönere Gefühl, jede tugendhafte Entwickelung schon im zartesten Keime fortmähen wird. Ich bebe vor der Aufklärung der rohen Masse, wenn sie die Achtung und Ehrfurcht vor der Messe verlieren, wenn sie unter dem Priestergewande einst den bloßen Nutznießer ihres Fleißes finden, und den Beichtvater nicht mehr als den, in die Burg des Allerhöchsten einführenden und vermittelnden, Hofbeamten des Königs aller Könige erkennen sollte.

Glücklicherweise ist die Masse zu geistig träg, als daß sie vor Jahrhunderten in Gang gebracht werden könnte — und die übrigen, die wir gebildet nennen, sind, in der Mehrzahl, mit halbentwickelten Begriffen ganz zufrieden gestellt. Diese stehen auf dem Schwebepunkte zwischen Zweifel und Glauben, und da sie beim Glauben ebnere Weege finden, als auf den Dornenfeldern des Zweifels, so ergreifen sie die glücklichere Parthei; oder glaubst du nicht auch, Theodor, daß die meisten Menschen deiner und meiner Kirche nur noch einen bloßen künstlichen Glauben haben, und zu

sich sprechen: ich will das und das glauben, und indem sie die Hand auf das geängstete Herz legen, abermals sprechen: sage, was du willst, ich glaube, was ich soll.

Hältst du mich noch für einen Christen, Theodor? — Ach gewiß, ich bin es nicht, und der Kummer meiner Tage und die Schlaflosigkeit meiner Nächte werden mich nicht wieder dazu machen. Vernichtung wäre mir lieber, als dieser glaubenslose und daher grundlose Zustand eines geistigen Lebens. Theodor, ich habe nicht Weib, nicht Kinder— meine Sehnsucht, dieser Schmerzen los zu seyn, ist unbeschreiblich! — — Aber wenn mich nun nicht ewige Nacht und Stille umfaßte, wenn sterben nicht schlafen — sondern träumen wäre, und Träume so fürchterlicher Art, wie Hamlet sie ahnet, über den gottlosen Zweifler jene Fülle des Grausens und Entsetzens ausschütteten . . .? O es ist gräßlich! wohin ich den Blick wende, tritt mir ein todtes Leben oder ein lebendiger Tod entgegen. Wie kannst du so ruhig seyn, Theodor, der du mit mir in dieselbe weitklaffende Schlucht hinab siehst? Wie kannst du ausrufen: mir schwindelt nicht bei diesem unendlichen Abgrunde! aus dem es doch keine Erlösung giebt?

Vierter Brief.

Theodor an Adalbert.

Du bist weiter verirrt, Adalbert, als ich wähnte, und ich finde die Bemerkung von neuem bestätigt, daß

der Katholik vom leisesten Zweifel, sogar von dem Augerblick der ersten Prüfung seiner Glaubenssätze, bis zum vollendetesten Unglauben nur *einen* gefährlichen Sprung macht. Die ganze Reihe der Atheisten beinahe war ursprünglich im Schooße der katholischen Kirche, und wenn ich bei mir selbst frage: warum es bei euch nur Blindgläubige oder Ungläubige giebt, so drängt sich mir der Gedanke auf:

daß eure Kirche nicht Unrecht hat, den *blinden* Glauben zu gebieten, weil ein bedeutender Theil ihrer Lehrsätze nicht die geringste Erörterung erträgt, ohne ungläubig zu machen.

Weil ihr so außerordentlich viel als wahr annehmen müßt, was auch über alles Vermögen der frommsten Glaubenskraft hinausliegt, so rebellirt ein nach Freiheit dürstender Geist bei euch so leicht, und tritt gegen sein Glaubensbekenntniß als erklärtester Feind in die Schranken. Bei uns ist das anders. Das eigentliche Wesen des Protestantismus ist freie Ansicht und Behauptung religiöser Meinungen innerhalb des Evangeliums, und über dasselbe, so wie Selbstständigkeit des Standpunktes eines Jeden zur Gottheit, ohne Vermittelung eines dazwischen tretenden Priesters. Darum aber *ist* der protestantische, oder, laß mich lieber sagen, evangelische Glaube in seinen Satzungen auch itzt nicht geschlossen, sondern einer fortschreitenden Reinigung und Veredlung fähig. Es kann bei uns wohl Kanzeleiferer geben, deren Einfluß jedoch schon nicht mehr in die nächste Pfarrkirche hinreicht, aber Bullen kennen wir nicht, und das preußische Religionsedikt vom Jahre 1788 hat uns hinlänglich gezeigt, daß ein protestantischer Bannstrahl kein scharf geladenes Geschütz ist; sondern, den betäubenden Donner des Au-

genblicks, und ein wenig Dampf abgerechnet, ohne alle Wirkung bleibt.

Mir ist dabei nicht unbekannt geblieben, daß die katholische Kirche uns deshalb eine hirtenlose Heerde nennt, allein damit hat es nichts auf sich. Der Protestantismus in seiner neuern Gestalt (ich gedenke der Wiklefiten, Albigenser und Hussiten hierbei gar nicht einmal) weidet nun schon 300 Jahre in der ruhigen Hürde, ohne von Wölfen zerrissen zu werden, sicher fort, und weiß, daß der einzige Seelenhirt Christus, keines Stellvertreters bedarf.

Laß den Protestanten über diesen oder jenen Satz grübeln, zweifeln, sogar das Verwerfungsurtheil aussprechen, über das Wesentliche des Christenthums kann er nicht grübeln, nicht zweifeln, denn es sind Aussprüche des gesunden Menschenverstandes, und der höhere Theil desselben, Ansprüche an die menschliche Vernunft. Da ich von Kindheit an, der religiösen Freiheit genoß, so habe ich Zweifel nicht fürchten gelernt, (die du in deinem letzten Briefe als unbändige Riesen schilderst) und zugleich in mir das Vermögen geübt und gestärkt: Schatten von Wesen, Wahrheit von Wahn, Religion von Ceremoniendienst zu scheiden. Ihr hingegen, eingezwängt in die Schnürbrust dogmatischen Zwanges, eingeübt zur rücksichtslosen Nachbeterei, im Hintergrunde des Grabes mit Fegefeuer und Höllenquaal, hier auf Erden mit Bann und Excumunication bedroht, werdet klug eingeschüchtert um einfältig glauben zu können — und, warlich Adalbert, ich sehe an dir, wie herrlich ein blinder Glaube ist, wenn der prüfende Geist kein Sonnenlicht schauen darf, ohne seine alte Finsterniß ihre Dämonen gegen ihn anhetzen, und ihn in ihre dicke Nacht verschlingen zu sehen.

Unser Briefwechsel nimmt eine zu regellose Gestalt an, wenn wir nicht Punkt für Punkt auf das eingehen, was wir uns sagen, sondern nur nach dem Haupteindrucke antworten, den unsere Mittheilungen auf uns gemacht haben. Laß mich den Gang deiner Ideen verfolgen.

Meine Religion ist nicht bloße Moral, wie du wähnst. Die Moral im theoretischen Sinne ist nichts anders, als Entwickelung und Aufstellung der, durch die Vernunft anerkannten Sittlichkeitsgrundsätze, zur Anwendung gegeben für meine Handlungsweise, in Beziehung auf meinen Mitmenschen, auf mich selbst, ja, wenn du willst, auf jedes empfindende Wesen, also auch auf das Thier. Religion aber ist die Beziehung meines ganzen Seyns, meines Lebens und seiner Thätigkeit auf die Gottheit. Ich könnte, nach meinen Ansichten und Ueberzeugungen, ein Atheist, und doch ein sehr moralischer Mann, alsdann aber keinesweeges religiös seyn — ich kann aber nicht religiös seyn, ohne Verehrung des Moralgesetzes. Philipp der Zweite war fanatisch, nicht religiös, weil er das Sittlichkeitsgesetz beleidigte, indem er für Gott und die Kirche zu handeln glaubte, und dadurch unterscheidet sich der Fanatiker von dem Frommen. Hieraus folgt, daß meine Religion, und das ist die christliche, das Gebiet der Moral völlig einschließt, aber meine Religion kann nicht, als ein höher Stehendes, von meiner Moral umschlossen werden.

Wenn du mich fragst: wie unterscheidet sich denn nun Moses von Christus? so antworte ich dir: Der Beweggrund im Mosaischen Gesetz ist die Furcht; der Bewegrund in der Religion Jesu ist die Liebe. Der Gott des alten Testaments — ein eifriger, oft zürnen-

der Gott — zieht in schrecklichen Gewittern daher; Würgengel fahren über das sündige Israel dahin — der Säugling blutet mit dem Schuldigen — und Seuchen und Schlangeu verheeren die Blüthe des Volks. Der Gott Christi ist die Stimme eines liebenden Vaters vom Himmel: Dies ist mein theurer Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe! — und eine sanfte Taube schwebt durch die Wolken.

Hier beantwortet sich auch deine Frage von selbst: wodurch Sokrates und Christus sich unterscheiden? — Der erste starb ein Opfer moralischer Größe. Er war nie Religioslehrer gewesen. Christus gab sich für das Gesetz der Liebe, für die Religion, die auf diesem Throne erbaut ist, dem Tode hin.

Die Moral sagt: der Zweck des Menschen ist: gut seyn!

Die Stoische Schule bewährte recht eigentlich den Adel der menschlichen Natur. Ihre Tugend kennt keine andere Belohnung, als das Bewußtseyn erfüllter Pflicht. Ueber des Grab hinaus trägt sie sehr ungewisse Hoffnungen und hat Scheu, darauf zu bauen, weil sie den höchsten Grundsatz ihrer Philosophie ungetrübt von Eigennutz erhalten wollte. Ihr war es gleichgültig, wenn es dem Laster wohl erging und daß die Tugend so oft alle Leiden der Erde trägt — denn es gab für sie nur ein Glück, die Tugend selbst, und nur ein Unglück, lasterhaft seyn.

So erhaben diese Ansichten in die sittliche Welt des Menschen, auch ewig bleiben werden, so war unvermeidlich mit ihnen eine gänzliche Scheidung der moralischen Wesen, die nicht zu einander und mit einander wirksam waren, sondern wie neben neinander schwebende Atome auf- und untergingen. Alle schö-

neren Bande der Menschheit wurden da zerrissen, oder auch gar nicht geknüpft. Nur römisch-republikanischer Geist, und auch nur während einiger Jahrhunderte konnte der Stoa Anhänger verschaffen. Nicht das Gefühl der Liebe gebot dem Römer, sich für das Vaterland aufzuopfern, sondern der politisch anerzogene kalte Grundsatz: daß es rühmlich und dem Staate nützlich sei, das Leben des Einzelnen für Alle hinzugeben. So ließ der Stoiker Vater, Sohn, Gattin fallen in tugendhafter Kälte, in moralischer Größe. In seinem Busen stand nur Kraft und That in Ansehen; das Gefühl, jener schönere Antrieb der Liebe, der das Leben erwärmt, war ihm fremd.

Die Religion Christi aber sagt: du sollst gut seyn, und glücklich oder vielmehr selig werden! Dieses selig, das mit Seele unläugbar zusammenhängt, deutet recht hin, auf die Freuden des Gemüths und der höhern Empfindung. — Christus sagt nicht, du sollst gut und glücklich seyn! — Seine verheißene Glückseligkeit ist erst der künftige Lohn eines steten schmerzlichen Kampfes um das Gute. Lies alle Evangelien mit tiefer Prüfung, und du wirst meine Behauptung bestätigt finden. Er verkündete seinen Jüngern, daß sie um ihn und seine Lehre viel leiden, aber gerade deshalb, weil sie die von ihm verkündete Religion höher, als ihr Leben, achteten, unsäglich glücklich werden würden im Reiche Gottes.

Halte diese Lehre mit deinen Erfahrungen zusammen, und du wirst sie aus der Tiefe der menschlichen Natur geschöpft finden. Ein uns unerforschliches Gesetz scheint zwar Wunden zu schlagen und zu heilen, nach dem Ohngefähr eines blinden Zufalls. Aber dem ist nicht so. Die Mysterie der Liebe — die einzige,

die ich anerkenne — so groß, daß wir ihr nur ahnend näher treten können, sie aber in freudiger und rührender Ueberraschung, wenn wir nur forschen und beobachten, durch alle Adern der Schöpfung, als den Pulsschlag — erlaube mir den Ausdruck — des großen Herzens Gottes finden, ist es, was die Religion Christi von allen andern unterscheidet, und zur Religion der Menschheit macht. Die Hinweisung Christi auf eine andere Welt und seine verheißene Seligkeit stehen über allen Verkündigungen, die je die großen Religionslehrer der Völker ausgesprochen haben. — Was ist Moses Preis der Tugend, oder vielmehr Befolgung seiner Ritualsreligion? Ein langes Leben und Sammlung meiner Gebeine zu den Gebeinen meiner Väter! Welche Glückseligkeit könnten wir uns wohl in dem schleichenden Schattenleben des griechischen und römischen Elysiums versprechen? Selbst der Islam, der dem Gesetz Moses und Jesus die Vollendung geben wollte, verspricht nur Sinnengenüsse, und kennt mehr Barmherzigkeit als Liebe.

Die Doppelseite in dem Wesen des Menschen, die die Stoa nicht beachtete, und die Muhamed zu sinnlich nahm, ist im Christenthume bewundernswürdig berücksichtigt. Der höhere Mensch ist nicht allein Gedanke, er ist auch Gefühl. Daß ich nicht von dem körperlichen, sondern von jenen edlern Regungen des Gemüths oder der Seele spreche, die wir auch wohl geistige Empfindung nennen, wirst du, ohne meine Erklärung, schon von selbst annehmen. Eine Sittlichkeit, die ihren letzten Grund lediglich in dem Beifall der Vernunft findet, ist vortrefflich, aber nicht beglückend. Der Anspruch des Menschen auf Glückseligkeit ist aus seiner Natur nicht heraus zu philosophi-

ren, und das Bewußtseyn erfüllter Pflicht kann mich froh machen, mir Ruhe geben, aber man sage, was man will, in der Tiefe unserer Seele sind wir gar nicht davon überzeugt, daß unser Himmel, mit dieser Ueberzeugung: gut gehandelt zu haben, schon geschlossen ist.

Was würde aus dem Menschengeschlecht werden, wenn stoische Ansicht allgemein gewesen und geblieben wäre? — Ein trübes stilles Hinschleichen, dem jeder Impuls fehlt, um diejenige Thätigkeit in die Masse zu bringen, welche selten von einem bloßen Gedanken, fast immer von einem mehr leidenschaftlichen Principe ausgegangen ist. — Du wirst dich wundern, wenn ich mit einmal von Leidenschaft spreche, indem ich bloß das Gefühlsleben des Menschen in Anspruch nehmen soll. Du wirst mir ferner sagen, daß die Leidenschaften, als Kinder des Begehrungsvermögens mit dem reinen Empfindungsvermögen nichts zu schaffen haben, und auch darin hast du recht. Aber Befriedigung der Leidenschaften ist Genuß. das Ziel des Begehrungsvermögens, „Befriedigung." — Also bloß Gewinn für's Gefühl: ein, wenigstens im Moment des Erlangens, gewähntes Glück.

Da aber die Leidenschaftlichkeit — obgleich Veranlassung zu der größesten Kraftentwickelung im menschlichen Geschlechte, und daher Stifterin sich ewig neugebährender Verhältnisse, den todten Stillstand abwendend, der uns zur Thierheit unfehlbar zurückziehen müßte — nichts anders ist, als Auswuchs einer ursprünglich glücklichen Naturanlage in uns; so muß Jedermann wachen, daß diese Verwilderung des Begehrungsvermögens (die freilich für den Gang der fortschreitenden Ausbildung der ganzen Masse, wenn auch

mit Blut und Thränen erkauft, naturnothwendig bleibt), in ihm unterdrückt, und jenes beseligende Gleichgewicht erhalten werde, wo er im wahren reinen Genusse seines Daseyns, im freien Spiel seiner Kräfte, alle Mißtöne, alle Schmerzen vermeidet, die bei jeder Leidenschaft, entweder in der Abspannung und Nüchternheit erfolgter Sättigung, oder in dem unsäglichen Schmerz des Verfehlens und Mißglückens unvermeidlich sind.

Diese Veredlung meines Gefühlsvermögens und das ungestörte Gleichgewicht desselben, ist nun aber die Frucht eines ewigen Kampfes mit meiner Sinnlichkeit, und wer ihn nicht besteht, dem kann auch der Erlöser, dem kann auch Gott keine Seligkeit geben, oder wir müssen auf das verzichten, was uns zu Menschen macht, auf das hohe Gut sittlicher Freiheit, ohne die es zwar Sinnengenuß, wie beim Thiere, physisches Glück, aber keine Seligkeit giebt. Gottes Natur offenbart eine vollkommene Schöpfung. Der verrückte Gedanke einer Erbsünde ist gänzliches Verkennen der moralischen Weltanlage, eine wahre Lästerung des allervollkommensten Wesens, eine plumpe Darstellung und Uebertragung physischer Fortpflanzungsgesetze in die moralische Welt, indem zwar Adams Körpergebrechen, aber nicht seine sittlichen Fehler auf seine Nachkommen übergehen konnten, wenn der Begriff der Zurechnung und die Vorstellung von Belohnung und Strafe einen vernünftigen Sinn behalten sollen. Und was hat es denn nun mit dieser sündhaften Menschennatur auf sich, womit die Zeloten im falschen Eifer Gott anklagen? — Es giebt gar keine moralischen Gebrechen als positive Anlagen in der menschlichen Natur, sonst hätte sie nicht der Mensch, sondern der Schöpfer zu vertreten.

Was ist Verschwendung anders als mißleitete Freigebigkeit? was Geiz — als entartete Sparsamkeit? was Wollust — als überspannter Geschlechtstrieb? was Rachlust — als mißleitetes Gerechtigkeitsgefühl —? mit einem Worte: das Laster wird erst beim Ausgang eines mehr oder minder hartnäckigen Kampfs geboren; wo unsere Sinnlichkeit und unser Begehrungsvermögen den Sieg über die Stimme der Vernunft davontragen, ist also nicht ursprünglich da, sondern erst späterhin erzeugt. Gebt keinen Gegenstand für das Begehrungsvermögen, und es giebt auch kein Laster — Laster ist Darstellung eines Uebergewichts des Begehrungsvermögens über das Vernunftgesetz. Du kannst mir einwenden, daß alsdann die Tugend eben so wenig etwas ursprünglich Positives sei. In sofern sie keinem Laster entgegengesetzt wird, allerdings nicht, denn ohne Laster ist keine Tugend denkbar, wie ohne Nacht kein Tag, — durch Tugend soll auch nichts anders ausgedrückt werden, als das, in meiner Handlungsweise dargestellte richtige Verhältniß meines Begehrungsvermögens zu den Vernunftgesetzen.

Vergieb mir diese Abschweifung, Adalbert, und laß uns zur Hauptsache zurückkommen. — Die Religion Christi leitet zur Vervollkommnung und zur Seligkeit. Es hat nie eine Religion gegeben, die, wie die christliche, so faßlich und so erhaben zugleich gewesen wäre. Er sprach und lehrte ja für das Volk. Unzweideutigkeit seiner Sitten- und Religionslehre war daher unerlaßlich. Aber der Gegenstand seiner Lehre betrifft das Höchste, und alle seine Vorträge bezogen sich auf wenige Sätze, zu denen er unaufhörlich wieder zurück kam.

Die Hauptdogmen seiner Religion sind nun: Es

sei ein allmächtiger Gott, ein liebender Vater, dessen Kinder wir sind.

Liebe sei das Band zwischen Gott und seinen Geschöpfen; Liebe solle auch das Band zwischen Geschöpf und Geschöpf seyn.

Dies durch die ganze sittliche Welt gehende Princip bewege auch ihn, und sei der Grund, warum er in Liebeswerken und Lehren die Selbstsucht der jüdischen Volkslehrer zu unterdrücken gekommen sei, und als Opfer ihrer Selbstsucht und Heuchelei fallen werde.

Aber die Verkündigung seiner Lehren, welche die Menschheit von den Banden der Finsterniß erlöst und das Reich des Vaters — die Welt reiner, höchster Sittlichkeit aufgeschlossen habe — werde auch seinen Jüngern und Anhängern Leiden und Verfolgung zuziehen — da der Kampf mit den alten ergrauten Irrthümern zu gewaltig, und die Anhänglichkeit der Menschen an irrdisches Glück, welches zu häufig nur durch Verlust der innern Glückseligkeit erkauft werden könne, zu groß sei.

Jedoch könne das Licht, das er angezündet, nicht mehr erlöschen. Niemand, der ihm — seiner Lehre anhange, dürfe den höchsten beglückendsten Wahrheiten, die er aufgeschlossen, um irrdisches Wohl, um Leib und Leben wieder verläugnen, ohne sich ewig zu verderben — in die Höllenmarter des Zwiespalts mit sich selbst zu gerathen.

Dieses Erdenleben — bloß eine Vorbereitung zu einem höhern seligen Zustande — sei der Entwickelung der geistigen und moralischen Kräfte, dem Kampfe der Sinnlichkeit mit der Tugend, der Selbstsucht für eigenen Vortheil mit hingebender Liebe für Alle, bestimmt, daher keineswegs geeignet, um dem Wohlbehagen, dem blos sinnlichen Genusse nachzujagen.

Ein künftiges Leben — Unsterblichkeit — gewähre erst den Lohn unvergänglicher Seligkeit für den Tugendkampf auf der Erde.

Dann aber auch erst würden alle diejenigen, die ihre sittliche Vervollkommung während ihres Erdenlebens versäumt, die Folgen martervoll empfinden, wenn sie, in einem fortgesetzten, höchst veredelten Daseyn, mit den Flecken ihrer Sünde, nicht bestehen, und die Quaal der Selbstverschuldung mit sich herumtragen müßten, daß sie seine (Christus) Lehren verachtet, und aus dem Lichte sittlicher Freiheit verstoßen, worin die Frommen wandeln werden, in der Nacht moralischer Unvollkommenheit zurückbleiben müssen.

Im Uebrigen, wenn der Mensch die künftige Welt unverrückt im Auge behalte, dürfe er sich deshalb, wie er durchs Leben kommen werde, nicht kümmern. Der himmlische Vater sorge für Alle; für die Lilie auf dem Felde, für den Vogel unter dem Himmel, wie viel mehr nicht für den Menschen. Vorsehung!

Grüble nach, Adalbert, ob du höhere Verkündigungen ersinnen kannst, die so beruhigen, erheben, stärken, die alsdann, wenn wir Gottes Wege auf Erden unerforschlich finden, so auf seine Vaterliebe vertrauen lehren.

Das Glück, daß du und ich und wir alle im Besitz dieser Religionswahrheiten sind, ist Christi Verdienst. Jahrtausende vergingen, und die größesten Geister des Alterthums fanden diese einfachen Sätze nicht, bis Christus das Gesetz der Liebe aufschloß. Nenne alles, was früherhin über das unbegreifliche Hinneigen zweier Wesen zu einander gesagt wurde — Annäherung, Anziehung, Instinkt, Wohlwollen, Theilnahme — der Begriff von Liebe wurde erst von Christus gegeben,

und war dem Alterthume eben so unbekannt, als das physische Gesetz der Attraction. Was ist Platons Liebe, der unter den Alten dem Begriff derselben am nächsten stand, gegen die Leben ausströmende heiße Liebe in der Brust des Erlösers: Segnet, die euch fluchen, liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen!

Begeisterung durchglüht mich, wenn ich den Namen dieses wahrhaft Göttlichen ausspreche, der durch seinen Martertod beurkundete, daß aus der, in ihm wohnenden Kraft, zu thun, wie er lehrte, das Werk seiner Offenbarung erst recht geheiligt werde.

Offenbarung nenne ich seine Lehre — denn was Allen, auch den Weisesten bis dahin verschlossen war, ist, durch ihn, selbst den Kindern und Einfältigen offenbar worden. Den Erlöser nenne ich ihn, denn durch ihn ist uns kund geworden, in welcher Nacht wir wandelten, und wohin wir uns zu wenden haben, um im Lichte zu wohnen. Er ist mein Heiland, denn er hat mir die Pforten zum ewigen Heil entschlossen. Adalbert! mit allen diesen Worten, die du so hart aufnimmst, habe ich keine bedeutungslose Spielerei treiben wollen, und ich kann mein Knie vor ihm beugen — was ich vielleicht unter Umständen selbst vor einem Mächtigen der Erde auch thun müßte — ohne mit mir selbst in Widerspruch zu stehen. Es ist kein Ueberbleibsel von Glauben, das ich in meiner Brust trage — es ist die unumstößliche Ueberzeugung, daß Christus keine bloße Moral, daß er eine Religion verkündet hat, die uns mit Gott, dem Urquell alles Lebens, alles Wissens, dem Mittelpunkt alles sittlichen Strebens, den die Welt aus dem Gesichte verloren hatte, wieder vereinigt hat.

Oder ist dem nicht so? frage ich dich. Nun so zeige mir aus irgend einer Quelle, daß die vorchristliche Zeit, auch in ihren größesten Männern im Gebiete der sittlichen Welt, mehr als Moral, wenn gleich oft bewundernswürdige Charaktergröße darstellte. Aber selbst diese Moral ist beengt durch Nationalrücksichten und Vorurtheile aller Art. Die Israeliten legten ihrem Jehovah menschliche Leidenschaften und unversöhnlichen Haß gegen die übrigen Völker bei. Die Alten hegten Ehrfurcht vor den Göttern, aber woher hätten sie Veranlassung nehmen sollen, mit der Liebe eines Kindes, in der Gottheit den Vater anzurufen. Schon die zahlreiche Bevölkerung ihres Himmels verhinderte Hinwendung des Herzens zu einem Alleinigen. Die Welt war unter sie getheilt, und mit einer Art von Politik mußten dem Einem in seinem Gebiet Opfer gebracht werden, damit der Andere nicht beleidigt wurde. Christus Liebesgesetz umfaßt aber alle Wesen der Schöpfung. Diejenigen erhabnen Geister des Alterthums, welche die Ungereimtheit in der Vielgötterei erkannten, verfielen auf alle Substrate der Gottheit, die uns die Geschichte der Philosophie ausführlich darstellt. Ihr Gott war alsdann die gesammte Naturkraft, oder die Naturkraft in einer besondern Form, z. B. Aether oder Feuer, oft das blinde Ohngefähr in dem, durch Zufall sich ausbildenden Chaos. Itzt lachen und erschrecken wir zugleich über diese Hirngespinste, woran doch sehr ausgezeichnete Männer die Denkkraft eines ganzen Lebens setzten, und wir finden auch hier bestätigt, daß die einfachsten Wahrheiten nicht selten am schwersten gefunden wurden, weil eben so oft die einfachsten die erhabensten sind.

Doch das Christenthum hat das Schicksal bei

allen den Starkgeistern gehabt, daß sie desselben überhoben zu seyn wähnten, und einmal über das andere ausriefen: Was lehrt das Christenthum anders, als die gesunde Vernunft?

Grade das ist es, daß vor dem Christenthume die Vernunft gar nicht gesund werden wollte. Was sollte denn im Christenthum anders geschehen, als Heilung der kranken Vernunft?

Hier ist jedoch der Scheideweg zwischen Christenthum und positiver Kirche. Das Christenthum will nur Rettung der Vernunft im edelsten Sinne des Begriffs; die Kirche aber will mehr, und da sie über das Christenthum fortgegangen ist, so ist sie demselben zum Theil so entfremdet worden, wie wir sie, in größern oder kleinern Verirrungen von ihrem Urbilde, seit anderthalb Tausend Jahren finden. Wer kann begreifen, wie in das einfache Glaubenssystem, das ich oben in seinen allgemeinsten Umrissen dargestellt habe, ein so unsinniger, fremdartiger Wust von Kirchensatzungen hineingepfuscht werden konnte, wenn nicht Geistesverwirrung und Leidenschaften aller Art den Tempel Christi wieder zum Götzendienst ausstaffirten? Wozu soll ich dich mit allen den Fortschritten der Kirche, die angewandt wurden, die weltliche Herrschaft (die sich nun ein für allemal nicht mit der geistlichen verträgt) zum Lehen der geistlichen zu machen, hier langweilig unterhalten, da du so wohl weißt wie ich, daß die abendländische Kirche, seit dem achten Jahrhunderte — ja früher schon — ihr edleres System verließ, und, in der schlausten Verfolgung ihrer Vortheile, durch die Gunst der Zeitverhältnisse, von einem unbedeutenden Vasallen der Frankenkönige, zur Tyrannin der Kaiser und Fürsten, und zur Weltherrsche=

rin wurde, bis abermals ein Frankenkönig den Uebermuth päpstlicher Unumschränktheit brach *).

Aus allem, was ich dir nun hier aufgestellt habe, lieber Adalbert, magst du entnehmen, wie geringfügig ich den Vorwurf erachte, den du mir wegen meiner sogenannten Naturreligion machst. Wenn Natur nichts anders heißt, als Wesen der Schöpfung und in einem noch höhern Sinne, wie der Ausdruck „natürlich“ schon darthut: Angemessenheit eines Prädikats zu seinem Hauptbegriff — wenn also meine Religion, „aus der Natur der Menschheit, in ihrem Verhältnisse zur Gottheit, geschöpft,“ heißen soll, so hast du ganz recht geurtheilt; unrecht aber, wenn du darunter so mancherlei Ansichten verstehen willst, die dem Menschen, nach seinen individuellen Gefühlen und Begriffen, Hinsichts der großen allgemeinen Urkraft, oder des Weltgeistes, dem wir alle unterworfen sind, als Religion dienen sollen. Es giebt keine Naturreligion, die allgemein seyn könnte, in diesem letztern Sinne, denn es sind deren Hunderttausende. Der Kalifornier, Betjuane, Irokese, ein Aristoteles, ein Hindus und die französischen Jakobiner haben und hatten Naturreligionen, die noch mehr in sich geschieden sein möchten, wie Finsterniß und Licht. Soll Naturreligion endlich so viel heißen, als Christenthum ohne Wunderglauben — so hast du mich völlig begriffen; aber ohne Christus Offenbarung — ich bediene mich wieder dieses schönen Wortes — wäre eine solche Naturreligion nicht möglich. Christus Religion bedarf keiner Wunder — sind sie geschehen, so wird mich dies

*) Philipp der Schöne und Bonifaz der Achte 1403. Anmerk. des Herausg.

nicht um ein Gran gläubiger machen — denn auch Moses und die ägyptischen Zauberer haben Wunder gethan und Muhamed ebenfalls, und mehrere Wunderthäter in der Geschichte der Philosophie und ein Fürst von Hohenlohe kommen gleichfalls vor, auch Bileams Saum hat gesprochen.

Wunder als Aufhebung der Naturgesetze, sind bei einem richtigen Begriffe von Gott, nach meiner Meinung unmöglich; solche Erscheinungen aber, wo eine außerordentliche Steigerung gewisser Naturkräfte den Schein des Wunderbaren annimmt, mögen nicht verworfen werden. Was gewinne ich nun — diese mögen wahr oder nicht wahr seyn?

Wenn dir meine Religion — und das ist die christliche — die Räthsel dieses Lebens nicht löst, so glaube fest, du trätest in dem Augenblick aus den Schranken der Menschheit hinaus, wenn sie dir gelöst wären — nur beruhigen darüber, durch einen frommen, festen Glauben an ein Jenseits will diese Religion. Nimm an, alle die unbegreiflichen Verwindungen und Verknüpfungen im Laufe dieses Lebens — die nur dann und wann einen Schimmer von Muthmaßlichkeit über ihre Gründe gestatten, und die du die Räthsel der Weltordnung nennst — lägen aufgeschlossen vor dir da; würde deine moralische Existenz nicht von dem Augenblicke aufhören, wo du im Stande wärst, durch eine Algebra Ursach und Wirkung zu berechuen, deinen Willen zu einer Handlung und die Früchte ihrer Ausführung an deinen Calcul zu legen, und nach bloßen Rechenexempeln, nicht mehr nach freier Bestimmung, sondern nach einer Zwangsvorschrift zu dir zu sagen: dies oder dies nur darf ich thun, weil alles rein aufgeht —

jenes oder jenes ausgeführt, giebt aber einen Bruch. — Wenn nun diese häufigen Brüche in der großen Weltordnung nothwendig sind, und ein Tausendtheilchen in deinem Bruche nöthig wäre, um die Neunhundert Neunundneunzig, die anderswo zu einem Ganzen gebildet werden sollen, zu ergänzen, wie es der Lenker des Ganzen zum Besten und Gewinn des Ganzen bestimmt hat — was folgt dann? — O bete die Vorsehung an, daß wir nicht weiter schauen, als es grade Noth thut, daß niemand vom Grabe wiederkehrt, um uns Aufschluß zu geben, was dahinter geschicht, daß wir nur glauben, nicht wissen sollen — wüßten wir, was wir nur glauben, so stürzte die sittliche Welt zusammen, mit ihr die Mitgift der Menschheit, moralische Freiheit, und mit dieser der Begriff Mensch selbst; denn wer könnte alsdann anders handeln, als nothwendig wäre? Und glaubst du denn, daß dir mit deinem Verscheiden alle Räthsel der Schöpfung mit einmal gelöst seyn werden und gelöst seyn können? — —

Ist es nicht besser, wirst du entgegnen, unfrei sich wohlbefinden, als durch Richtung seiner Freiheit ewig verloren gehen?

O Adalbert, da könnte mir vor Schmerz und Wehmuth das Herz brechen — wenn ich das Gesetz der Liebe so lästern höre. Nichts geht verloren — auch nicht Einer. Das Haar auf unserm Haupte ist gezählt! sagt Christus. Ja wohl! So wie aus dem modernden Leichnam der künftige Lenz vielleicht eine Rose bildet, so wie es nichts Unreines in der ganzen materiellen Schöpfung giebt, sondern das Gesetz der Umbildung dem kurzsichtigen Menschenauge nur grausenhaft erscheint, so giebt es auch — um

in deinem Bilde zu bleiben — keinen unaufgelösten Accord in der sittlichen Welt. Es muß alles zum großen Einklang werden, und die stets neu sich gebährenden Dissonanzen, dienen nur dazu, die Auflösung zu verherrlichen.

Eine ewige Verdammniß kann nicht bestehen, mit dem Gesetz der Liebe — ist nicht zu vereinigen mit den höchsten Attributen, die wir nothwendig der Gottheit beilegen müssen, wenn sie das Höchste, oder was gleichviel ist, wenn sie die Gottheit bleiben soll; ist daher nicht zu vereinigen mit der Allmacht, mit der Allwissenheit — ja, um menschlich von Gott zu reden und auf diese Weise den ganzen ungeheuern Widerspruch, den ich darin finde, an den Tag zu legen — Gott würde lieber die Weltschöpfung unterlassen, als die Möglichkeit zugelassen haben, daß Ein Wesen — selbst der Teufel, wenn er denkbar wäre, ewig verloren ginge.

Du bist nur ein Mensch, also selbst in den edelsten Gefühlen beschränkt und begrenzt — ich frage dich aber, ob du im Schooße der Seligkeit (wenn du ihrer würdig bleiben wolltest), noch selig seyn könntest, so lange du ein Mitgeschöpf ohne Ende verdammt wüßtest?

Doch das sind die herrlichen Früchte, wenn die edle menschliche Vernunft eine Betrügerin gescholten wird — sie, die allein dich fähig macht, eine Religion zu haben, durch die einzig du den Begriff eines alleinigen Gottes fassen kannst; ohne die alle erhabnen Lehren Christi bedeutungslos über die Erde verhallt wären.

Nimm die Vorstellung einer ewigen Verdammniß von einer andern Seite. In der physischen Natur

sind die Gegenwirkungen, die scheinbaren Zerstörungsgesetze, nichts weiter, als die Mittel eines Bildungsprozesses, durch den — wie wir die Wissenschaft itzt schon kennen — die Schöpfung den Akt ihres ewig erneuten Hervorbringens darstellt. Glaubst du, daß die Schöpfung nicht ins Chaos unerrettbar zurückfallen müßte, wenn es ein absolutes Zerstörungsgesetz gäbe; wenn, mit einem Worte, ein Prinzip gegen die Natur an dem Weltenbau — nicht umgestaltend — sondern völlig auflösend nagte? Und wenn es Sonnensysteme wären, die zusammenstürzen — sie müssen sich neu bilden, und herrlicher — grade, wie aus einem alten zerschellten Planeten wahrscheinlich die neuentdeckten Asteroiden hervorgingen.

Wenn wir nun den großen Gang der Naturgesetze schon so weit belauscht haben, daß ihre eben so heimliche als rastlose Kraft nur auf neue Bildung, nie auf Untergang hinarbeitet — hältst du es in der sittlichen Welt für möglich, daß es etwas geben könnte, welches — nicht auf seinem Wege zum letzten Zwecke — sondern in diesem letzten Zwecke selbst, als rein unsittlich bestehen könnte? Soll ich den darin liegenden Widerspruch noch mehr aufdecken? Hältst du außer der materiellen Welt noch eine andere materielle Welt für möglich? — Es ist undenkbar. Diese materielle Welt ist unendlich, und die Begrenzung derselben nach den Anschauungsformen, die wir von ihr haben, nämlich nach Raum und Zeit, ein Widerspruch. Es müßte ja sonst außer dem Unbegrenzten noch etwas geben, wodurch das Unbegrenzte begrenzt würde.

Eben so kann ich fragen: Hältst du neben der sittlichen Welt noch eine innere Welt möglich, die

nicht diese sittliche Welt wäre? Nimm diese Ungereimtheit an, so mußt du auch annehmen, daß in dieser nicht sittlichen Welt andere Naturgesetze herrschen; denn ohne andere Gesetze würde diese mit der sittlichen zusammenfallen, und mit ihr identisch, wenigstens nicht generisch verschieden seyn. Nimmst du aber wirklich diese Verschiedenheit der Natur und Gesetze in der sittlichen und nicht sittlichen Welt, also wirklich zwei solcher innern Welten an, so mußt du eins von beiden zugeben, entweder daß beide dieser Welten von Gott ausgegangen sind, oder nicht. Sagst du: die nicht sittliche Welt könne nicht von Gott ausgegangen seyn; so nimmst du außer ihm noch einen andern Urheber an, und folglich hört Gott auf, Gott zu seyn. Sagst du aber, die sittliche und die nicht sittliche Welt sind beide von Gott ausgegangen, so machst du Gott zum Prinzip des Guten und des Bösen zugleich, und er bleibt abermals nicht mehr Gott. Der Widerspruch ist zu ungeheuer, und du wirst dich wohl bequemen müssen, mit mir anzunehmen, daß eben sowohl, wie es nur eine materielle Schöpfung, es auch nur eine sittliche Welt geben könne.

Die Philosophen haben manchen Versuch gemacht, um die Natur des Bösen zu erklären. Von Gott durften sie es nun einmal nicht abstammen lassen, und nun setzte sie die Frage in Verlegenheit: woher ist es denn gekommen? Um sich einigermaßen zu retten, nahm man in der Person des Teufels so eine Art von Unter- und Nebenschöpfer an, und so wenig sich auch die Theorie eines persischen Magiers über die gleich ewigen Grundwesen, eines Guten und eines Bösen, mit dem Geiste des Christenthums

vertragen mochte, so erwarb sich Manes doch nicht unbedeutende Anhänger, und die Kirche fand, zur Bändigung der wilden, einbrechenden, bald darauf christlich bekehrten, germanischen Völker, einen Satan, eine ewige Höllenqual, und selbst ein Fegfeuer (was dem Kirchenschatze für die Seelmessen viel Geld einbrachte) zu vortheilhaft, um an dem heidnischen Ursprung Anstoß zu nehmen, und hat hinterher diese einmal glücklich gebrauchten Einschüchterungsmittel, die selbst unserm kräftigen und unerschrocknen Luther mehr als einen Schreck und nebenher ein Dintenfaß kosteten, ex usu beibehalten.

Wäre man von der Betrachtung ausgegangen, daß das Böse nichts an sich Absolutes, sondern blos ein Negatives sei — nämlich Nichtbefolgung der moralischen Weltordnung, zu der es am Ende doch immer wieder zurückkehren muß — so wäre die Phantasmagorie einer ewigen Höllenstrafe, wie jedes Luftgebilde, bald zerronnen und der Teufel dienstlos geworden. Man würde gezwungen gewesen seyn, ein fortgehendes, für sich bestehendes Uebel, wie der moralische Zustand der Verdammten nicht anders seyn kann, als unverträglich mit der Würde des Christenthums, aus dem Katechismus zu verbannen, ja als einen Widerspruch in der sittlichen Welt (die in sich zerfallen müßte, wenn die Erscheinung des Bösen keine Auflösung zum Guten hätte) also als wahrhaft ketzerisch, zu achten.

Da diese ewige Verdammniß die Möglichkeit der Besserung ausschließt, oder doch wenigstens, wenn sie auch möglich wäre, die Rettung von der nie endenden Strafe versagt, so ergiebt sich eine gräßliche Schlußfolge, die den Gott der Liebe als einen Gott

des Grausens und Entsetzens darstellt — und zugleich auf den Widerspruch hinausläuft, daß das Reich der Sittlichkeit in ein ewiges unbegrenztes Uebel endigen könne.

Nein, so wird es nicht seyn. Auch der größte Sünder unter allen Geschaffenen wird nach den Gesetzen der moralischen Weltordnung, nach harten, langen Prüfungen, nach allen den Schmerzen, die seine Verdorbenheit über ihn verhängte, geläutert in die Grenzen der Sittlichkeit zurückkehren, und von der Wirksamkeit seiner moralischen Selbstbestimmung und Freiheit wird der Zeitpunkt seiner Rettung von seiner eigentlichen Hölle innerer Verworfenheit abhangen.

Du willst glauben, mußt glauben — und kannst nicht. Dies sind deine eignen Worte. O Adalbert! kann man denn glauben, was man will? Muß man denn glauben, was man soll? Was ist denn Glauben? — Der innere Zusammenklang aller Gründe für die höchsten Wahrheiten der Religion, für die es keine mathematischen Beweise, wohl aber eine, aus uns emporrufende Stimme giebt: es werde gewiß so und nicht anders seyn. Bist du nicht hiermit einverstanden? Was quälst du dich, wenn du nicht glauben kannst, was unglaublich ist, weil die herbsten, schreiendsten Mißklänge in deinem innersten Gemüthe, bei einer Nachbeterei, die deine Vernunft empört, zugleich dein Herz zerreißen? — O deiner Verblendung, einen blinden Glauben zurückzuwünschen! Als wenn es eine unendliche Ewigkeit bloß darum gäbe, um in verzückter Unthätigkeit ein ewiges Hosianna zu singen; als wenn eine Personifikation Gottes nicht zu den kindischen Einfällen ge-

hörte, die unbildlich genommen (denn Christus sprach ja zum rohen Volke in Bildern), die unwürdigste Vorstellung vom Allerhöchsten bekundet.

Hast du darum diese moralischen Kräfte, darum diese geistigen Anlagen, um in diesem Himmel immer und ewig, wenn gleich fromm, zu schwelgen? In dir selbst wird dieser Himmel seyn, in den edlen Genüssen eines sich stets erweiternden Geistes; in der seligen Vervollkommnung deiner moralischen Kräfte, wahrscheinlich unterstützt durch eine weniger irdische Hülle, die vielleicht wieder verfällt, um nach den Fortschritten deiner innern Anlagen, einer noch edlern zu weichen. In deinem Geiste wirst du Gott schauen, und ihm immer näher treten; wie du ihm, schon hier, näher zu seyn, empfindest, wenn du, in dich selbst versenkt, dem Gesetze seiner Liebe nachsinnst, oder in den unendlichen Sternenhimmel verloren, auch durch den scharfsinnigsten Gottesläugner, zugegeben, daß du alle seine Schlüsse, als richtig, einräumen müßtest, von dem lebendigen Glauben nicht ablassen kannst: Er Ist!

Freilich bleibt es sehr leicht und bequem, wenn nicht ein lasterhaftes; doch ein unnützes, thatenloses Leben zu führen, wann der Tod anklopft, sich Absolution und Oelung geben zu lassen, und so, wohl vorbereitet — es ist erschrecklich, was der Unverstand alles geheiligt hat — allenfalls im Fegfeuer sich rein zu brennen und dann unfehlbar in den Himmel zu gehen.

Als eine, die Besserung erleichternde, Stimmung des Gemüths, muß ich die Reue auf dem Sterbebette und am Hochgericht als sehr wichtig anerkennen; aber die Seligkeit kann sie noch nicht erwerben.

Das Gemüth des Reuigen ist, wie ein Acker, dem die Pflugschaar zwar Furchen zieht, aber er trägt noch keine Früchte, bis die Saat wahrer Tugend hineingestreut, und in Handlungen aufgegangen ist.

Findest du in dem Glauben deiner Kirche keinen Zusammenhang, so glaube, was nach deinem ganzen Wesen, nach der Verbindung deiner Begriffe, nach der Stimme deiner Vernunft und deines Gemüths dir als glaubwürdig sich darstellt. Niemand kann sich selbst einen Glauben aufdringen; aber so viel ist gewiß, daß nicht ein Jota in den Lehren Jesu unverträglich ist, mit den Aussprüchen der Vernunft. Die Läuterung, Reinigung und Prüfung dieser Vernunftaussprüche, nach den Lehrsätzen des Christenthums, giebt allein dir eine Religion, die am Ganges, an der Tiber, im Monde und in dem äußersten Fixsterne als wahr besteht. Folge ihr!

Und nun verschone mich mit den Authoritäten solcher Beispiele, wie Stolberg, Schlegel, Werner, Müller, Haller u. s. w. gegeben haben. Ich fühle zu sehr, daß ich ein Protestant bin, um mir anzumaßen, in reinen Glaubenssachen über meinen Nächsten richten zu wollen.

Johann Heinrich Voß mag einen noch so guten Zweck gehabt haben, so ist unbestreitbar, daß er in seiner polemischen Schrift wider Stolberg nicht mehr als Protestant erscheint. Sein Mittel für seinen Zweck wenigstens ist nicht zu loben, und ich selbst bin der Meinung, daß Stolbergs überwiegende Phantasie, die in dem, mit Bildern überfüllten, Cultus der katholischen Kirche mehr Nahrung fand, als in unserer Liturgie, wesentlich auf seinen Uebertritt eingewirkt hat — wer aber hat deshalb über ihn abzu-

sprechen? Und wenn über die andern Namen, die du mir genannt hast, noch so mancherlei Stimmen sich erhoben haben, die den Abfall des Einen aus angeborner Paradoxiensucht, des Andern sogar aus grober Sinnlichkeit, des Dritten aus eitlem Bestreben, Aufsehen zu erregen, ableiten wollen, so unterfange ich mich nicht, so unerwiesenen Beschuldigungen beizutreten.

Haller indessen hat mein höchstes Mitleid erregt — nicht wegen seines Ueberganges zur katholischen Kirche, sondern wegen seines ganz mißlungenen Bestrebens, in dem Sendschreiben an seine Familie, die Nothwendigkeit seines neuen Glaubensbekenntnisses darzuthun; ein Mitleid, das jedesmal unser ganzes Herz erfüllt, wenn wir einen geistreichen Mann rückschreiten sehn.

An seinem Beispiele ist so recht sichtbar geworden, wie wenig ersprießlich in den meisten Fällen ein förmlicher Uebertritt zu einer andern Kirche ist. Nur mit der gedrückten Gemüthsstimmung dieses Mannes ist der Mangel an Umsicht zu entschuldigen, womit er die nicht lobenswerthen Machinationen der katholischen Klerisey offenkundig macht, und zu enthüllen sich nicht entblödet, daß man selbst den Glaubensverrath heiligt und dem Uebergetretenen, unter Umständen, die Beobachtung der katholischen kirchlichen Gebräuche erläßt, um die ehemaligen Glaubensgenossen zu täuschen, und sie wähnen zu lassen, er sei noch einer der ihrigen, während er schon, mit Herzen und Geist, mit dem vollsten Inhalte seines Lebens, von ihnen abgerissen und einem fremden Interesse geweiht ist.

Folge der Stimme Gottes in dir selbst, Adalbert!

Keines andern Mannes Beispiel, sei er noch so groß und weise, kann und wird dir Beruhigung geben. Der Beifall der ganzen Welt kann diese Stimme nicht zum Schweigen bringen, wenn sie dich fühlen läßt, daß du mit dir selbst nicht in Einklang stehst. Der Mensch steht höher als die Satzung.

Und dir bangt, Adalbert, vor einer Zeit, wo die Menschheit nicht mehr von der Kerze des Priesters, sondern von Gottes offener, herrlicher Sonne Licht und Tag empfangen soll? O fürchte nichts! Am hellen Mittag sieht man keine Truggestalten, aber in der täuschenden Dämmerung, wo Tag und Nacht sich scheiden, wandeln Schatten, wie Gespenster umher. Du hast Recht, daß die Zeit recht vieler Zeit bedarf, den trägen Pöbel aller Klassen zum freien Gebrauch der Vernunft zu gewöhnen — aber seliges Jahrhundert! wo einst die große Masse aus eignem Antrieb die himmlischen Orakel erklärt, dem Worte des Dollmetschers nicht mehr trauend, selbst die Stimme Gottes vernehmen will, und — was die letzte Staffel aller Volksbildung seyn muß — das Wort Mensch zu fassen, und, in jeder Bildung, die das Gepräge unseres Geschlechts trägt, den Stammverwandten ans Herz zu drücken, fähig wird. So furchtbar es klingen mag — aber es ist wahr — unser helldunkeles Jahrhundert, das an Ideen so reich, an gereiften Entschlüssen so arm ist, hat den schönen Tag verstreichen lassen, ohne das Tagewerk zu vollbringen. Darum durchschwärmen Uhus und Fledermäuse, aus den Schalllöchern und Ritzen halbverfallener Kirchthürme und Klöster hervorbrechend, noch einmal das abendliche Dunkel und wir sollen bei Laternenschein Gottes Sternenschrift lesen. Thö-

richtes Beginnen! Eure Lampen werden überschienen, und euer irdisches Fackellicht kann die Herrlichkeit des Orion, die Unendlichkeit der Milchstraße dem zum Himmel gewandten Auge nicht überstrahlen. So laß uns denn in diese Werkstatt des Allmächtigen unverwandt hineinblicken, damit wir den großen Urheber nicht um die Länge eines Pulsschlages aus Brust und Gesicht verlieren, der zwar noch einmal — wir wissen ja nicht warum — diese Nacht will werden lassen, aber, wenn du dich gegen Aufgang wendest, auch wieder den Tag, der unvermeidlich kommen muß, heranführt. Träumer! was siehst du weitklaffende Schlünde zu deinen Füßen? Wirf dich in den Ocean seiner Liebe, die selbst den lieblosesten Großinquisitor aufnehmen wird, die selbst den Fluch des Priesters in Segen verwandelt!

Fünfter Brief.

Adalbert an Theodor.

Ermüde nicht, mein geliebter Theodor, wenn ich mich deinen Gründen noch nicht gänzlich gefangen gebe. Für den Menschen hast du schon vieles an mir gethan, für den Christen aber bei weitem noch nicht genug; doch darin muß ich mich völlig für überwunden erklären, daß alles Lehren und Lernen im Christenthume nichts hilft, wenn wir den Punkt nicht finden können, wo Christenthum und Menschheit im höhern Sinne in einander völlig verschmelzen.

Du hast in deinem letzten Briefe den innern Jam=

mer in mir zwar nicht aufgehoben, doch sehr besänftigt, und ich habe zu mir selbst gesagt: daß ich in meinem Leben durchaus dem Augenblick nicht begegnen könne, wo sich ein gerechter Vorwurf über meine Glaubensansichten gegen mich begründen ließe. Alles gestaltete sich nach und nach — ich wurde durch Gründe, die ich nicht verwerfen konnte, von Schluß zu Schluß geführt, bis ich hinter mir Nacht und vor mir den offnen Abgrund sahe. Mit solcher Liebe in der Brust, von der Kirche, die ich bis dahin als meine liebende Mutter betrachtet hatte, losgerissen zu werden — so verwaist da zu stehen, mit einem glühenden Herzen, das auch in der Angst des letzten Wurms sich mit verwundet fühlt — was konnte mein Loos anders werden, als was es geworden ist? Du hast Recht, Theodor, das Christenthum hat nur einen Prüfstein — die Liebe; wo keine Liebe waltet, ist auch kein Christenthum. Daran will ich mich halten. Die Eindrücke des heutigen Tages — es ist Sonntag — haben die Gründe deines letzten Schreibens sehr unterstützt.

Als ich vor Tische meinen gewöhnlichen Spaziergang, vor der Kirche vorbei, nach dem anmuthigen Hölzchen machte, das, dicht vor unserm Dorfe, schon so oft in seine melancholische Nacht mich aufnahm, wann ich einsam seyn und unbelauschte Thränen vergießen wollte, traf ich einen jungen Bauer aus der Nachbarschaft auf dem Kirchhof, der, wie es schien, alle möglichen Gründe anwandte, ein junges Mädchen zu beruhigen, welches ihm unter Schluchzen und Thränen unbeugsamen Eigensinn vorwarf. Die anmuthigen Gesichtszüge der Letztern und das zwar scharf geschnittene, doch gutmüthige Gesicht des jun-

gen Mannes veranlaßten mich, der Ursache ihres Kummers, oder wenigstens ihrer Verstimmung, nachzuforschen, und ich erfuhr ohne Umschweife: daß der katholische Pfarrer unsers Orts dem jungen Bauer die priesterliche Einsegnung verweigerte, weil er sich bei der Verbindung mit seiner Braut — er ist ein Lutheraner — nicht dazu verstehen wollte, ein bindendes Versprechen abzugeben, daß seine künftigen Kinder in den Grundsätzen der katholischen Kirche erzogen werden sollten.

Dies hatte ich kaum vernommen, als ich, ohne ein Wort zu erwiedern, meinen Spatziergang fortsetzte, fest überzeugt, daß gegen diese kirchliche Despotie und Unvernunft, kein anderes Mittel, als stille Ergebung in den Druck der Verhältnisse übrig bleibe.

Wenn die katholische Kirche die Ehen zwischen unsern Glaubensgenossen und Protestanten überhaupt verböte, so ließe sich manches zu Gunsten einer solchen Bestimmung sagen; wenn eine solche Verbindung aber einmal gestattet wird, so ist es nicht allein despotisch, sondern völlig unvernünftig, von dem Ehegatten der andern Glaubensseite ein Versprechen zu erzwingen, das bei näherer Beleuchtung nichts anders sagt, als:

„ich halte meinen Glauben für falsch, und gestatte daher, daß meine Kinder in dem bessern Glauben meines Ehegatten erzogen werden;“ oder: „mein Glaube, oder der Glaube meiner Kinder ist mir so gleichgültig, daß es mir einerlei gilt, welche Grundsätze ihnen beigebracht werden.“

Von Seiten des katholischen Ehegatten aber ergiebt sich eine noch abscheulichere Folgerung, die, entblößt

von aller Liebe und christlicher Gesinnung, ohngefähr Folgendes enthält:

„ich wähle einen Gatten, den ich für verloren halte; eine ewige Verbindung unserer Herzen ist unmöglich, drum finde ich an seiner Hand bloß den Ernährer und den Anhalt für meine irdischen Bedürfnisse. Meine Kinder aber rette ich in den Schooß der Mutterkirche. Mit dem Tode bin ich für immer von meinem Gatten geschieden."

Wo ist eine rein fühlende Brust, wo ein richtig urtheilender Verstand, der in dieser Satzung nicht blinde Intoleranz und die nichtswürdigste Zumuthung an jeden folgerechten Mann herausfinden müßte? Und despotisch ist diese Forderung bei der Einsegnung um deswillen, weil schon der westphälische Friede die ganz vernünftige Bestimmung allgemein machte: daß nach einer, durch Billigkeit begründeten, Observanz in mehrern Ländern bei gemischten Ehen die Söhne der Religion des Vaters, die Töchter der Religion der Mutter bis dahin folgen durften, wo sie das Alter erreichen, um sich frei für diesen oder jenen Glauben selbst bestimmen zu können. Traurige Erfahrung, daß das siebzehnte Jahrhundert ungleich vernünftiger dachte, als das neunzehnte! Moralische Rückschritte sind immer fürchterlicher als wissenschaftliche. Mich wenigstens kann der Gewinn an Verstandesausbildung für Vernunfteinbuße wenig trösten. — — Die fallenden Blätter des Waldes, das Rauschen des Herbstwindes durch die halbentkleideten Zweige, und der gemilderte Strahl der Sonne, die majestätisch den Abschied des hinscheidenden Spätjahrs verherrlichte, stimmten mein gepreßtes Herz zu einer süßern Wehmuth — mein Auge

folgte dem Zuge der Kraniche, die in eine neue glückliche Welt hinüberzuschweben schienen, und eine erhabene Sehnsucht meiner Seele, dahin zu gelangen, wo das gemarterte Gefühl, sei es unter der Kühle des Grabeshügels, oder in der Verschmelzung mit dem unendlichen Weltgeiste, todte Ruhe, oder schönere und freiere Schwingungen findet, begeisterte mich zu dem Gebet:

Herr! vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Welche Kraft hat das Gebet, Theodor! der stillnagende Groll gegen lieblose Priestersatzung war aufgelöst in sanftes Mitleid mit menschlicher Verblendung.

Und doch! — was vermag denn vor dem Throne des Allmächtigen das Gebet? Wird nicht vom Lenker der Welt auch ohne Gebet verhängt, was Noth thut? Wissen wir, ob wir nichts bitten, was uns schädlich, ja was ganz unverträglich ist mit dem Zusammenhange des Ganzen? Wenn wir bitten, was nicht geschehen soll, so ist unser Gebet Thorheit, bitten wir, was doch geschehen soll, so ist es unnütz. Wie will die Vernunft das Gebet rechtfertigen, das doch Christus so dringend empfohlen, das selbst der Lehrer eines unabwendbaren Fatalismus, Muhamed, als unerlaßlich vorgeschrieben hat?

Dennoch machten mich meine zu Gott erhobenen Gedanken edler, frei von Haß, duldsamer — ich kehrte nach Hause zurück, und, als wenn gerade die Nähe des Gotteshauses die Werkstatt des Heidenthums werden sollte, an der äußern Kirchhofsmauer fand ich den Todtengräber mit seinem Knaben ein Grab aufwerfen. „Wer soll hier ruhen?“ fragte ich, gleich nichts Gutes ahnend. „Ein hausirender

Glashändler, der sich überhitzt hat, und im Gasthof am Blutsturz gestorben ist," erhielt ich zur Antwort. „Aber," fuhr ich fort, „warum soll der arme Mann, der seiner Bürde erlag, fern von Weib und Kindern, der Theilnahme der Seinigen entrissen, die in der schweren Stunde des Todes so wohl thut, nicht innerhalb der Kirchhofsmauer unter den Unsrigen einer Stelle werth seyn?" „Er ist als ein Ketzer im Dorfe bekannt," schloß der Todtengräber unsere Unterhaltung, und ich floh nach Hause.

O der eitlen, verblendeten Thoren! als wenn eine Mauer von Ziegelsteinen dem Wurm verböte, von dem einen Leichnam zum andern zu kriechen, oder, als wenn die Verwesung des geweihten Bodens schonte. Bis zur Lächerlichkeit erbärmlich wird dieser Dünkel, besser zu seyn, als ein Anderer, wenn er auch noch der Bahre folgt.

Hebe nach vier Wochen den Sargdeckel wieder auf, und wenn die Eitelkeit alsdann noch in ungebrochenem Muthe deine Intoleranz vertheidigt, dann bist du mehr geist- als herzlos und magst den Weg nicht verfolgen, den ein König durch die Gedärme eines Bettlers nehmen kann, wie in Hamlet gesagt wird.

In dieser Meinung las ich deinen letzten Brief noch einmal — ich fand ihn wahrer und immer wahrer, je mehr sein Inhalt den Erfahrungen entsprach, die ich so eben gemacht hatte. Itzt gieb mir Aufschlüsse über Einwendungen, die ich deinen menschlich schönen Ansichten entgegenstellen muß, so sehr mein Herz geneigt ist, sie unbedingt, für wahr annehmen zu dürfen.

Giebt es ganz gewiß eine sittliche Welt? — ich meine, eine nicht bloß in der individuellen Ansicht

des Menschen liegende, sondern objektiv vorhandene? Ist das, was wir Sittlichkeit nennen, nicht vielleicht — grade wie die heldenmüthige Liebe der Tigerin für ihre Jungen, Instinkt, Einrichtung der Natur ist — ein, mit der höhern Schöpfung des Menschen, verbundener Instinkt? Wenn die Sorgsamkeit und die mütterliche Zärtlichkeit der Schwalbe für ihre Jungen uns als Liebe erscheint, ist die Liebe in unserer Brust, mit dem Instinkt dieses oder jeden andern Thiers, nicht vielleicht aus einer und derselben Heimath — ich meine bloße Natureinrichtung, wo das Hineintragen einer für sich bestehenden sittlichen Welt nur eine erweiterte Thätigkeit des Instinkts ist, der sich zur Menschennatur verhält, wie der unterordnete Instinkt der Schwalbe zur Natur dieses Vogels?

Um diesen Instinkt beim Menschen wegzuläugnen, und ein Etwas an dessen Stelle zu setzen, das seinem ganzen Wesen nach, von dem Instinkte verschieden ist, haben wir den Begriff der Freiheit erfunden, oder das Vermögen unsers Willens, sich selbstständig zu bestimmen. Ist diese Freiheit des Willens abermals keine Täuschung? Wenn wir schärfer beobachten, wie unser Wille sich bestimmt, finden wir nicht augenscheinlich, daß immer etwas vorhergeht, wodurch er bestimmt wird? Daß er also durchaus nicht ganz frei, sondern immer wieder bedingt ist?

Aber zugegeben, die Freiheit des Willens bestehe wirklich, der Mensch habe das Vermögen, sich so oder anders zu bestimmen — muß die Richtung meines Willens und der Uebergang meines Willens zur That X — da keine noch so unbedeutende Handlung folgelos bleibt — nicht ganz andere Wirkungen ha-

ben, als wenn sich mein Wille zur Handlung Y — wir wollen annehmen, sie sei der von X ganz entgegengesetzt — bestimmt hätte? Auf diese Weise, die unendlichen Veranlassungen zur Willensbestimmung mit unendlichen Alternativen der Handlungsweise und unendlich verschiedenartigen Folgen gedacht, ergiebt sich unläugbar:

daß die Reihen der Erscheinungen lediglich Geburten des Zufalls sind.

Ergiebt sich ferner eben so unläugbar:

daß eine höhere Weltregierung Widerspruch wird.

Wenn Napoleon den russischen Feldzug nicht beschlossen und ausgeführt hätte, würde Europa, nicht wahrscheinlich, sondern gewiß, eine andere Gestalt haben? und kannst du mich widerlegen, wenn ich Freiheit des Willens im Einzelnen und Zufall in der Gesammtschaft der Erscheinungen (in sofern sie weder von Gott so angeordnet noch von irgend einem andern freien Wesen so und nicht anders bestimmt werden konnten) als nothwendig neben einander bestehend, und sich wechselsweise bedingend erachte? Wollte man die Ungereimtheit annehmen: Gott gebe die Entschlüsse ein, wonach so gehandelt werden müsse, daß seine von Ewigkeit her bestimmte Weltordnung dargestellt werde, wo bleibt dann die Freiheit des Willens, wo der Begriff einer sittlichen Welt? Und was ergiebt sich? Der schauderhafte Gedanke einer Prädestination, der, Hinsichts des sittlichen Charakters im Menschen, auf reinen Fatalismus hinausläuft.

Wie willst du mich hier zwischen Zufall und Fatalismus, um nicht dem einen oder dem andern in die Hände zu fallen, zwischen dieser wahren Scylla

und Charybdis unserer moralischen Freiheit glücklich durchschiffen?

Und dann frage ich dich, Theodor, warum ist in einer vollkommenen Welt Vergänglichkeit und Tod? und was noch schrecklicher ist — wozu ist das sittliche Uebel? — Laß uns die sittliche Welt als wirklich bestehend annehmen — warum hat nicht Alles gleich vom ersten Beginnen diejenige Organisation erhalten, der es, durch so unendliche Verwandlungsakte, bis zu seiner höchsten Vollkommenheit, erst langsam, oft auf so schauderhafte Weise, entgegenreifen muß?

Der Mensch wird mit menschlichen Gliedern geboren, aber er ist übrigens ganz Thier. Seele scheint mit den Fortschritten seiner körperlichen Entwickelung erst in ihn zu kommen. Was wird mit ihm, wenn er als neugebornes Kind stirbt, was wird aus dem, schon unter dem Herzen der Mutter zerstörten Fötus? Was wird aus dem Tiefdenker, der zur Geistesschwäche des Blödsinnigen heranaltert? Was endlich aus dem, unter die Thierheit hinabgestoßenen, Rasenden? Die Erinnerungslosigkeit nach einem hitzigen Fieber, das absterbende Gedächtniß, die verglühende Phantasie — können alle diese grausenhaften Erfahrungen aus deinem Systeme erklärt werden? Hat der Sklave, der im Zuckerrohr arbeitet, mit einem Klopstock oder Keppler mehr gemein, als die körperliche Gestalt? und müssen nicht Hundert und Tausend bloß den Acker düngen, und das Metall aus den tiefen Schachten der Gebirge hervorholen, damit der Philosoph seinen Hunger stille und der Mathematiker einen Quadranten erhalte? Sind sie nicht alle von einem Geschlecht, und bin

ich dazu bestimmt, mit meiner Ziegenheerde niemals bis in die nächste Feldmark zu dringen, und von allen Herrlichkeiten der Natur nur Wermuth und Thymian kennen zu lernen, indessen mein Bruder neue Planeten entdeckt, und die Ananas kostet und mit den Wohlgerüchen Arabiens seine Marmorsäle durchräuchert?

Wie wenig, unter den vielen Millionen menschlicher Individuen, reifen einer wahren menschlichen Ausbildung entgegen — die andern, lauter verfehlte, geistig verkrüppelte Exemplare, scheinen der Schöpfungsidee gar nicht zu entsprechen, und man kann vom Menschen nicht einmal sagen, was man bei den Thieren loben muß, bei denen das Geschlecht gelungen und nur das Individuum verfehlt erscheint — denn offenbar sehen wir bei uns nur Individuen gelungen und die Masse des Geschlechts verfehlt.

Wie verhält es sich mit diesem Mißglücken in der Schöpfung des Menschen? Millionen Afrikaner sind schon in der Kette gestorben und ihre Geister waren unstreitig eben so gefesselt wie ihre Hände.

Mein Herz sagt mir immer noch: Es giebt einen liebenden Gott — aber ich frage dich: Können alle jene fürchterlichen Betrachtungen eine beruhigende Auflösung, aus der so herrlichen Lehre des Erlösers anders, als durch bloßen Glauben, erhalten? Muß ich nicht blind auf sein Wort annehmen, daß es eine Vorsehung, eine Unsterblichkeit und eine künftige Belohnung giebt, da ich offenbar mit allen, auch den wohlgerathensten Schlüssen entweder im Cirkel gehe, oder auf schauderhafte Widersprüche stoße? Wenn also der Glaube mir allein helfen kann, so muß nothwendig das, was ich glauben soll, durch Einen offenbart

seyn, an den ich glauben kann; der also nicht, wie du und ich, wiederum glaubt, sondern weiß, das heißt, er muß mehr seyn wie du und ich — er muß über den Menschen hinausragen und das, was er lehrt, durch unmittelbare Eingebung Gottes selbst erhalten haben — und dann müßte Christus entweder ein Prophet — oder in menschlicher Gestaltung, Gott selbst seyn, was die Kirche annimmt. Das letztere ist offenbar sehr folgerecht, denn was ich aus dem Munde eines Gottes unbedingt für wahr annehmen muß, kann mir beim Propheten erst durch die Zukunft bewährt werden, da die Enthüllung des Künftigen der wesentliche Charakter des Propheten ist, und ich erst durch Erfahrung wissen kann, ob er ein wahrer oder falscher Prophet war. Die Wunder und Zeichen aber legt die heilige Schrift auch falschen Propheten bei; soll ich daher glauben, so zeige mir, daß Christus ein wahrer Gott gewesen ist.

Verstehst du mich nun, wenn ich sagte: ich fühle einen Glauben als unerlaßlich — ich sehne mich danach mit ganzer Seele — und dennoch kann ich mir eine unmittelbare Fleischwerdung Gottes nicht denken, wenn meine Gehirnnerven nicht zerspringen sollen. Ich muß glauben, will glauben, und kann nicht. Warum verschließest du mir deine Ansichten gerade über diesen wichtigsten Punkt, Theodor? Noch hast du eine bestimmte Antwort darüber: ob du Christus für einen wirklichen Gott hältst? immer umgangen, obgleich jeder, der deinen Brief liest, eine verneinende Meinung daraus leicht entnehmen wird. Hältst du ihn aber nicht für einen Gott, so sage mir, welchen Sinn kannst du in das Wort Glauben gelegt haben, dessen du dich so oft, und wie mir scheint, in recht

frommer Bedeutung bedienst, indem du Wahrheiten dadurch als ausgemacht annimmst, wo die steile Leiter menschlicher Schlüsse endet, und, weil sie dir keine weiteren Sprossen mehr darbietet, du entweder zurücksteigen, oder, den verwegnen Fuß in den leeren Raum setzend, von oben hinabstürzen mußt? Mit recht ernstem Vorsatze, alle elende Zweifelsucht zurückzulassen, alle vorgefaßten Meinungen aufzugeben, habe ich unermüdet das neue Testament gelesen, und die Liebe zum Erlöser, die ihre Wurzel immer tiefer in mein Herz schlägt, hat meine Wünsche beseelt, den Gott in ihm zu finden; aber auch die schwachen Spuren menschlicher Unvollkommenheit, denen ich in seinem Leben begegne, sagen mir geradezu, daß er der Erste unsers Geschlechts ist, aber kein Gott seyn könne.

Wir finden ihn, als Knaben im Tempel, unbekümmert um den Schmerz seiner besorgten Mutter; zuweilen gleichgültig gegen seine Verwandten; voll menschlichen Eifers bei der Tempelreinigung; mit der Schwäche der Angst ringend nicht allein auf dem Oelberge, sondern schon früher, bei der Voraussicht seiner bevorstehenden Leiden, ja in seinem Jammerrufe am Kreuze: Mein Gott! warum hast du mich verlassen? liegt offenbar ein, aus der, vom Unglück überwältigten, Brust hervorgepreßtes Geständniß, daß sein Vertrauen, wenigstens in diesem Augenblick, auf den Beistand seines liebenden Vaters im Himmel dahin war.

War er Gott und Mensch zugleich, so konnte er dem Geiste nach nur Gott, dem Körper nach nur Mensch seyn; ich will hier gar nicht weiter erwägen, was hierin schon ganz widersprechend ist; aber menschliche Leidenschaften kann der Gott nicht haben; und reiner Gott der Mensch nicht seyn. Die Natur des Einen

kann das Wesen des Andern nicht fassen — wo trennt sich hier der Mensch vom Gott?

Christus selbst nennt sich unaufhörlich in den Lehren an das Volk und in den Gesprächen mit seinen Jüngern: des Menschen Sohn. Und auf die Fragen bei seinem Verhör nach der Gefangennehmung: bist du Gottes Sohn? antwortete er nicht Ja! sondern: Ihr sagt es, ich bin es! Wenn Christus Gott seinen Vater nennt, so nennt er ihn auch den Vater der Menschen überhaupt. Nur sehr wenige Schriftsteller kommen vor, wo er Gottes Sohn, sogar Gott genannt wird; aber es hat mich sehr beunruhigt, daß er selbst den Jüngern befahl: Niemand zu sagen, er sei Jesus, der Christus *). Selbst die Jünger Johannes des Täufers, die auf dessen Befehl ihn fragen mußten: „Bist du derjenige, der da kommen soll (der Messias), oder müssen wir noch auf einen andern warten?" entließ er nicht mit einer bestimmten Antwort, sondern mit der Hinweisung auf die geschehenen Wunder und schloß mit den höchst bedeutungsvollen Worten: Selig ist, der an mir keinen Anstoß nimmt **). Wie sehr Christus den Charakter der Göttlichkeit von sich ablehnte, geht am klarsten aus seiner Antwort an den vornehmen Mann hervor, der ihn anredete: Guter Lehrer, was soll ich thun, daß ich das ewige Leben erlange? „Was? mich heißest du gut? Niemand ist gut, als

*) Matth. Kap, 16, V. 20.

**) Matth. Kap. 11, V. 2—6. Diese Sendung der Jünger Johannes kommt, in der historischen Reihenfolge, erst nach der Taufe Christi vor. Hat der Evangelist die Zeitpunkte verwechselt? — oder, war der Täufer Johannes späterhin zweifelhaft geworden? Anmerk. des Herausg.

nur Einer, Gott *).“ Wie soll ich aber mit diesen Schriftstellern alle jene Aussprüche des Heilandes in Uebereinstimmung bringen, die seine Sendung auf Erden, seine höhere als menschliche Natur, die Verheißung seiner Wiederkunft zum Weltgericht, überhaupt alle jene Nachrichten beurkunden, die du unter dem Namen von Wunderglauben verwirfst? Muß ich nicht abermals sagen, daß dein Christenthum nichts mehr und nichts weniger, als eine bloß nützliche Anwendung, aber noch keinesweges ein unbedingtes Glauben desselben ist? Gehört, um sich Christ nennen zu dürfen, nicht nothwendig dazu die Ueberzeugung, daß sich der Erlöser als Sühnopfer für unsere Missethaten hingegeben? Daß wir also nicht kraft unserer Natur, sondern nur durch das Verdienst Christi selig werden können; daß also alle unsere guten Werke nichts helfen, sondern die göttliche Gnade durch den heiligen Geist in uns wirksam seyn müsse? Glaubst du nicht, daß Christus von den Todten erstanden, zum Himmel gefahren ist und einst als Weltrichter wieder erscheinen wird, um den Lebendigen und den Begrabenen das Urtheil zu sprechen; so kannst du eben so wenig, ich meine nicht der Gesinnung, sondern dem Glauben nach, ein Christ genannt werden, als Aristides, Kodrus und so viele vortreffliche Männer des Alterthums, die zwar hochherzige Charaktere waren, aber von Christus nichts wußten.

Antworte itzt unumwunden, Theodor, wie ich bestimmt gefragt habe. Der zu Ende gehende Oktober giebt meinen Abenden lange Einsamkeit und Muße; stehe mir im Geiste zur Seite, denn der Anblick der

---

*) Luk. Kap. 18, V. 18. 19.

hinsterbenden Natur ist nicht geeignet, in freudiger Lebenswallung mich noch einmal auflodern zu lassen. Fallen meine Glieder einst auseinander, wie die Blätter der Akazie dort vor meinem Fenster — nun, ich weiß wohl, daß nach fünf Monden abermals Knospen treiben und Veilchen duften, aber selbst, wenn durch einen tausendfachen Prozeß mein Staub sich noch einmal zur Bildung eines Menschen — und doch scheint es mir kaum möglich — glücklich zusammenfinden sollte — wo bleibt das, was ich mein Ich nenne, — dieser mein Geist, dieses mein eigenthümliches Gefühl, dieses Verlangen und Sehnen und Wollen in mir? Ohne Fortsetzung dieses Bewußtseyns habe ich nur die Unsterblichkeit jedes andern Staubes, denn freilich vergehen wird nichts, was einmal ist.

Sechster Brief.

Theodor an Adalbert.

Ich Glücklicher! mein Fuß hat gegen dich schon eine feste Stelle gefunden, und gerade itzt, wo du unauflösbare Fragen an mich richtest, wo das Reich der Verwirrung scheinbar recht anheben müßte, sehe ich Morgenroth anbrechen. Es tagt in deiner Seele, Adalbert. Sagtest du nicht: Wo keine Liebe waltet, ist auch kein Christenthum? Sagtest du nicht: Alles Lehren und Lernen im Christenthume hilft nichts, wenn wir den Punkt nicht finden können, wo Christenthum und höhere Menschheit in einander völlig verschmelzen?

Zweimal hast du mir nun schon geschrieben, daß du gebetet, einmal in der Angst deines Gemüthes für

dich selbst, einmal für lieblose Mitmenschen. Dem ist geholfen, der beten kann, wie du: um Vergebung für fremde Sünden.

Mit welcher Freudigkeit gehe ich an diesen Brief! Hast du mir doch zugegeben, daß ich für den Menschen in dir schon Vieles gethan. Das sei mir für itzt genug. Ist der Mensch gerettet, dann kann der Christ in dir nicht untergehen. Hinweg von den Scenen der Lieblosigkeit, die dich erschütterten! Als wenn der Allmächtige zusammenschrumpfen könnte, wie das enge Herz des Fanatikers, der dem armen Fremdlinge eine Ruhestätte unter den Todten versagt, und zwei Herzen zu trennen sucht, weil ein kräftiges Gemüth seinen Gewissensdespotismus zurückweist! Höllische Anmaßung, die unsern Gott hofmeistern und herunterziehen will von seinem ewigen Thron! Die nicht sagen: So ist er! sondern: So soll er seyn! Mir kommt diese ganze Sippschaft nicht anders vor, als jene Revolutionsmänner-Gesellschaft in Frankreich, die die Frechheit so weit trieb zu sagen: Es wird hiermit dekretirt §. 1. Es ist ein Gott! — Laß mich über diese Schamlosigkeit hinweggehen, damit ich selbst nicht lieblos werde.

Frage nicht, Adalbert, wie die Vernunft das Gebet vertheidigen könne; ich muß dich tadeln, daß du, in demselben Augenblicke, wo deine Seele im Gebet sich aufrichtete, die Frage über dessen Vernunftmäßigkeit thun konntest. Freilich ist das Gebet keine Schuldverschreibung an Gott, wo auf den Inhalt der Bitte auch die Valuta folgen muß; freilich wird ohne alles Begehren erfolgen, was Noth thut — aber die Stärkung des Gebets für das Gemüth, die reine Verbindung zwischen dir und deinem Schöpfer im Gebet heiligt

diese Religionsübung. Wenn du arbeitest, oder deinem Beruf nachgehst, einer schuldlosen Zerstreuung dich hingiebst, oder in irgend einer Kunst oder Wissenschaft dich zu vervollkommnen suchst; so thust du, was gut, löblich, mindestens nicht unerlaubt ist; wenn du aber betest, so richtest du dich mit allen Kräften deiner Seele zu Ihm, durch den, und aus dem du bist; du fühlst mehr, wie sonst, seine Nähe; dein Muth im Unglück, dein Dankgefühl im Genuß des Glücks; dein Wohlwollen für deine Mitgeschöpfe werden erhöht und veredelt, ja du empfindest mehr, wie sonst, die Tiefe deines eigenen Wesens, und bist unfähig, in der dir vorschwebenden geistigen Gegenwart des Unendlichen, dem Rufe der Leidenschaft, der Anlockung zur Sinnlichkeit zu folgen. An mir selbst weiß ich, daß öftere Erhebung des Herzens zu Gott, eine innere Freudigkeit, ein beseligendes Vertrauen zur glücklichen Auflösung auch der verworrensten Ereignisse, zur Duldsamkeit und Liebe giebt, daß die höchsten Wahrheiten, um deren Beweis die Philosophen aller Jahrhunderte vergeblich zu ringen schienen, sonnenhell ihr Licht über unser Gemüth ergießen, und aus der unergründlichen Tiefe unsers Wesens, nicht Ahnungen, sondern Stimmen unumstößlicher Ueberzeugung hervorrufen: Es ist eine ewige Liebe, eine Vorsehung, eine Unsterblichkeit!

Gesegnet sei der Spruch unserer Altvordern: Bete und arbeite! Und diese Stärkung durch das Gebet überhebt uns allein schon aller ferneren Darlegung, daß es eine sittliche Welt gebe; doch will ich deinem Verlangen, eine sittliche Welt zu beweisen, auch nach Vernunftgründen Genüge zu thun suchen.

Die gewöhnlichste Erfahrung belehrt uns, daß die

Naturkräfte, obgleich sie zu einem gemeinschaftlichen Zweck für das große Ganze hinwirken, dennoch gegen einander thätig sind; denn Kraft ohne Gegenkraft ermangelt aller Aeußerung. Die Form, in der die bildende Natur sich darstellt, würde unvergänglich seyn, wenn nicht andere Kräfte an der Zerstörung dieser Form thätig wären. Erdbeben, Vulkane, Ueberschwemmungen, das Verwelken der Pflanze, der Tod eines Thieres, sind lauter Erscheinungen, welche als Produkte sich entgegenwirkender Kräfte betrachtet werden müssen. Wenn Felsen einstürzen, Seen austreten, Orkane wüthen, so geschieht dies in Folge allgemein wirkender Naturgesetze in der sogenannten leblosen Schöpfung; der Kampf der Kräfte in der lebendigen Natur, im Thierreich, nimmt aber einen ganz verschiedenartigen Charakter an, er wird nämlich individuel, und erhält den Namen Instinkt, Trieb der Natur. Der Tiger, der ein Lamm zerfleischt, handelt nach Instinkt, aber dieser Zerstörungstrieb kann auch abgeleitet und seine Blutgier so gezähmt werden, daß er das Lamm nicht erwürgt, da hingegen in der leblosen Natur nirgend eine Ableitung gleicher Wirkungen, bei gleichen Verbindungen, möglich und denkbar ist.

Wenn daher die zerstörenden Aeußerungen in der leblosen Natur nach unbeugsamen Gesetzen geschehen, so ist es schon ein Vorrecht der lebendigen, eine Willkühr auszuüben, d. h., die Kraft in sich thätig seyn, oder schlummern zu lassen, und es ist Folge des Instinkts, wenn die Geschlechter in sich gegen einander, mit wenigen Ausnahmen, nicht Kraft gegen Kraft setzen, und einander selbst zerstören, sondern durch Begattung und Fortpflanzung ihre Art erhalten, weil sonst die Ordnung der Natur zerstört werden würde.

Die individuelle Kraftthätigkeit beim Thiere wird bestimmt durch sein Gefühl; der Schmerz macht es wüthend, Hunger, Liebkosung können es zähmen: Zucht und Gewöhnung seinen scheuen oder feindseligen Charakter mit seiner Umgebung vertraut machen.

In der Neigung der Thiere zu einander ist nichts bleibendes. Der Instinkt geht nicht weiter, als das Bedürfniß der Natur reicht. Hat der Adler seine Brut bis zum Tage verpflegt, wo sie selbst auf Raub ausgehen kann, so trennen sich Alte und Junge, und alle Bande elterlicher und kindlicher Anhänglichkeit sind zerrissen, ja die Mutterliebe kann sich in Feindseligkeit verwandeln, und wir sehen das Weibchen die groß gewordnen Jungen durch Gebiß und Klaue von sich treiben.

Offenbar dient das Thier mit allen seinen Kräften lediglich den Anordnungen und dem Zwecke der Natur. Der Trieb der Selbsterhaltung ist der vorherrschende, weil ohne ihn ein allgemeiner Untergang der Geschlechter unvermeidlich wäre. So lange die Mutterliebe für die Erhaltung der Gattung naturnothwendig bleibt, wagt das furchtsame Huhn das eigne Leben für das Küchlein, aber sobald die thierische Selbstständigkeit des letztern erreicht ist, kann es unter den Krallen des Geiers erliegen, die Theilnahme der, sonst so sorgsamen, Mutter zeigt sich durch keine Aeußerung mehr. Es gehört kein Scharfsinn dazu, um sich bald zu überzeugen, daß das Thier, selbst in der scheinbaren Anhänglichkeit an sein Gleichartiges, doch nur sich allein lebt. Es ist jedoch hingestellt auf seinen Fleck, in dem großen Haushalt der Schöpfung, für diese nur Alles zu seyn, für sich selbst ist es noch nicht so weit emporgestiegen, zu etwas anderm, als zu einem bloßen

Mittel zu taugen für einen höhern Zweck. Vergleiche hiermit die menschliche Natur! Kann dir dort nichts, als der bloße Instinkt begegnen? Nenne die Mutter- und Geschlechtsliebe meinethalben Instinkt — wohin gedenkst du aber die ganze Reihe unserer Kraftäußerungen unterzuordnen, die etwas ganz anderes, als unsere Persönlichkeit, unser Selbst zum Ziel haben?

Was wäre das für ein sonderbarer Instinkt in mir, dein beunruhigtes Gemüth durch diesen Brief zu besänftigen? Was kann mir, der ich dich vielleicht niemals persönlich wiedersehe, daran gelegen seyn, durch die schönen Bande geistiger Verwandtschaft mein Daseyn in dem Besitz deiner Liebe zu verdoppeln? Welcher Instinkt wäre es bei einem Kodrus, Arnold von Winkelried gewesen, ihr Leben dem Glücke ihrer Mitbürger zu opfern? Antwortest du mir: Bedürfniß! hochherzige Schwärmerei! so muß ich fragen: Welche Antriebe müssen das seyn, die über den stärksten aller menschlichen und thierischen Triebe, den Selbsterhaltungstrieb, so glänzende Siege davon tragen können, und woher entstehen sie, worauf gründen sie sich?

Laß uns ohne weitere Vernünftelei der Wahrheit zu Ehren gestehen: Die sittlichen Anlagen im Menschen sind es, und nur diese ganz allein, wovon sich bei dem Thiere keine Spur findet, und der wesentliche Unterschied zwischen Instinkt und Sittlichkeit ist darin zu finden, daß der Instinkt nur der Selbstsucht, die Sittlichkeit aber der Liebe lebt. Beide stehen sich polarisch entgegen. Die Kraft des Instinkts oder der Selbstsucht ist eine concentrische; ihre Thätigkeit bezieht alles auf sich; alles sucht sie in ihr Wohl und Weh zu reißen; die Liebe aber, oder das sittliche

Bestreben, wirkt excentrisch, nach allen Radien ihres Mittelpunkts zum Umkreise der Schöpfung hinaus. Sie verschwimmt mit allen ihrem Bestreben, mit allen ihren Kräften in das große All, sie giebt sich hin für das Ganze. Laß meiner Begeisterung den seligen Glauben, daß eben dadurch eine Welt wurde, weil der Mittelpunkt, Gott, in unendlicher Liebe, mit den Strahlen seiner Allmacht die Ewigkeit erhellte.

Könnte der Mensch ganz in Liebe aufgehen, so bliebe für seine moralische Vervollkommnung nichts mehr zu erringen übrig, so wie die vollendete Selbstsucht in einem menschlichen Individuum dieses ablösen würde vom Ganzen, es ausstoßen müßte aus der Reihe der Wesen. Die Begrenzung unsers Wesens macht es aber unmöglich, diese entgegengesetzten Pole zu erreichen, ohne Schiffbruch zu erleiden, und es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß fast alle Unglückliche, die den Verstand verlieren, nur in zwei Klassen geordnet werden können; entweder Stolz oder Liebe hat sie verrückt gemacht. Der Stolz, ein echter Sohn der Selbstsucht, ist die vorwaltende Beziehung aller Lebensverhältnisse auf eigene Persönlichkeit, und zerreißt im Uebermaße dieses concentrischen Bestrebens den Zusammenhang der Begriffe, indem er die Abhängigkeit seines Einzelwesens, von dem Zusammenhange des gesammten Ganzen, und seine untergeordnete Stellung verkennt. Die Liebe dagegen, ganz für etwas Anderes, als das eigene Ich, sich hingebend, kann ebenfalls eine Grenze betreten, wo sie in ihrer excentrischen Richtung keine Kraft für die eigene Individualität mehr behält und diese untergehen läßt. Aber selbst in der Zerstörung der geistigen Kräfte zeigt die Liebe ihre schönere Natur. Ein wohlwollender, sanfter

Wahnsinn rührt zur innigsten Theilnahme für den Bedauernswürdigen, während der durch Stolz zerrüttete Geisteskranke fast immer in Ketten gelegt werden muß.

Du siehst wohl ein, geliebter Freund, daß Instinkt und Sittlichkeit sich nie begegnen; daß sie daher unmöglich aus einer und derselben Wurzel entsprießen können. Steigere den Instinkt, so hoch du willst, er wird nie Sittlichkeit werden, und, so weit der Mensch Thier ist, muß jene diesen leiten, weil sonst der Mensch bald weniger als Thier werden würde. So ist die Erhaltung des neugebornen Kindes, die Mutterliebe zu demselben, zwar Instinkt, aber das Werk der Erziehung und sittlicher und geistiger Ausbildung Hülfleistung eines sittlichen Strebens. So ist der Beischlaf Handlung des Instinkts, aber die Einrichtung der Ehe, die Unzerreißbarkeit eines innigen und ewigen Bandes, zwischen zweien Personen verschiedenen Geschlechts, auch dann noch, wenn die Sinne keinen Anspruch mehr an die wechselseitige Persönlichkeit machen, jene fortdauernde Zärtlichkeit und Freundschaft, ist allein möglich durch die sittliche Natur im Menschen.

Entgegne mir nicht, daß alle moralischen Einrichtungen im Staate nichts anders als Klugheitsmaßregeln sind, wodurch das physische Wohl der Gesellschaft befördert werden soll; denn der Staat als solcher, ist überhaupt nur möglich unter sittlichen Wesen, und ich möchte die Ausführung wohl hören, die sich darzuthun getraute, daß die Menschheit auch ohne ihre sittliche Natur von dem gesellschaftlichen Zustande des Kaliforniers bis zu einem nordamerikanischen Bundesstaate sich emporzuschwingen fähig gewesen wäre.

Es wäre vielleicht nicht unzweckmäßig, noch eini-

gen Einwendungen zu begegnen, besonders der, die du mir machen könntest:

daß ja die ganze Moralphilosophie nichts anders sei, als ein Congregat von Abstraktionen des Denkvermögens, und also moralisch handeln nichts anders sei, als consequent handeln, indem sich darthun lasse, daß die moralische Handlungsweise jedesmal die glücklichsten Folgen habe.

Dieser Satz ist wahr, wenn du ein fortgesetztes Daseyn, und zugleich ein Reich der Sittlichkeit annimmst; sonst ist er nicht wahr, wie leider tausend und tausend Erfahrungen darthun. Wo macht der, still und anspruchslos seinen Pflichten lebende Mann sein Glück? wo endet der Wahrheitsfreund, der der verblendeten Menge ihre Irrthümer aufdeckt? Was erndtet der Wohlthäter, der sein Vermögen der nothleidenden Menge, um sich selbst unbekümmert, hingiebt? Welchen Lohn erwartet der Arzt, der, uneingedenk der Todesgefahr, dem Pestkranken Hülfe zu bringen strebt? Lege diese Fragen der Menge vor, und sie wird (mit wenigen Ausnahmen, die jede Abweichung vom Rechten und Guten mit dem falschen Namen von Weltklugheit belegen, oder mit der, noch falscher verstandenen, Lebensregel: jeder ist sich selbst der Nächste, vertheidigen) dahin beantwortet werden:

Suche den Lohn in dir selbst! in deinem Bewußtseyn, in diesem seligen Frieden deines Gewissens!

Welch ein seichter Beruhigungsgrund aber wäre dieser Zuruf, wenn es keine sittliche Welt gäbe.

Um dir mit wenigen Worten den großen Unterschied zwischen Menschen und Thier, zwischen Instinkt und Sittlichkeit vor Augen zu stellen, sage ich:

das Thier lebt nach seinem Instinkte nur sich al-

lein, und dient, unbewußt, für die Zwecke des Ganzen; der Mensch lebt nur für das Ganze, und soll, mit allem Bewußtseyn, eingreifen in den Plan der Schöpfung; das heißt, seine Thätigkeit gewinnt eine sittliche Richtung; das Belebungsprinzip seiner Kraft ist die Liebe.

Stolzer Dünkel, wird die kalte Selbstsucht einwenden, der Mensch eingreifen in den Plan der Schöpfung! Als wenn dies gebrechliche Wesen nur begreifen könnte, welche Idee der Schöpfung zum Grunde liegt!

Dieser demüthigende Vorwurf würde wohlverdient seyn, wenn dieses Eingreifen in den Haushalt des Ganzen, sich nicht lediglich auf den so eben entwickelten sittlichen Charakter der Menschheit beziehen sollte. Aber nur der Unverstand wird geneigt seyn, den Satz so zu deuten, als wenn der Mensch auch fähig wäre, die Wunder der bildenden und schaffenden Natur zu ergründen, und durch sein Hinzutreten zu vermehren. Und doch vermag auch hier der Mensch — gleichsam zum Unterkönig und Herrn der Erde von Gott gewählt — selbst für die materielle Schöpfung Hand anzulegen zur Vervollkommnung.

Der Biber legt itzt, wie vor drei tausend Jahren, seinen Bau an; die Rebe, sich selbst überlassen, rankt sich heut nicht anders, wie zu Noahs Zeiten — aber der Mensch wußte die Traube zu veredlen, die Blume zu verschönern, das Roß, das Schaaf auf eine höhere Stufe zu stellen, den Tiger zu bändigen, den Hund aus der Gesellschaft des Wolfes zu entführen, um menschliche Worte und Laute verstehen zu lernen. Der Mensch wurde der Vollzieher des göttlichen Willens

für unsern Planeten; er mußte, und muß noch vollbringen, was in den physischen Anlagen der Erde nur angedeutet lag. Aus dem Moraste, wo die Eidexe und Kröte nisteten, steigen Zaubergärten empor, die wilde Klippe wird zu einem sichern Hafen, der in sich selbst erstickende, wüst verwachsene Wald verwandelt sich in freundliche Waizenfelder; der zerstörend hinstürmende Strom demüthigt sich unter der Hand der Kultur und folgt der Anweisung von Schleusen und Deichen; Städte und Thürme streben zum Himmel über brausenden Meereswogen, auf deren Rücken der kühne Schiffer durch Orkane dahin stürmt, aus dem Eingeweide der Berge fremder Welttheile Gold, aus den Schlünden unbekannter Küsten, inmitten der furchtbaren Umgebung des Hays und gygantischer Polipen Perlen zu holen, während er die Bahnen der Himmelskörper zu berechnen gelernt hat, um auf einer unermeßlichen Wasserwüste seine Segel zu stellen, daß er unfehlbar seine Heimath wiederfindet.

Das ganze Thierreich bewegt sich, ein jedes Geschlecht, nach seinem bestimmten Takt — die Grenze ist scharf gezogen, von welcher es ausläuft, und wo es endet. Die Menschheit aber geht in unaufhaltbarem Laufe ewig vorwärts — periodische Stillstände, oder vielmehr Rückgänge, dienen nur dazu (wie die ermattende, aufsetzende Kugel, neues Vermögen gewinnt), den Sonnenflug des menschlichen Geistes in gewaltigern Schwingungen zu befeuern. Unsere Bahn endet schon hier auf Erden nirgends. Wehe dem, der mit naturwidrigem Streben das Schwungrad unsers Geschlechts zurückdrehen will! er wird mit vorwärts gerissen werden, aber freilich; nicht ohne zermalmte Glieder!

Um aber sittlich zu seyn, mußte der Mensch in den Stand gesetzt werden, die Sittlichkeitsgesetze zu erkennen, und ein Vermögen erhalten, seine Handlungsweise danach einzurichten. Das erstere geschieht durch die Vernunft und den Verstand — das letztere durch den Willen.

Das Thier war von jeher in seiner Art völlig gereift da — die Menschheit aber sollte aus sich selbst gewissermaßen sich erst entwickeln, und von der Grenze der Thierheit zur steten Veredlung emporsteigen. Das in unserer Natur liegende Sittlichkeitsgesetz wurde langsam in dem Laufe von Jahrtausenden erst entwikkelt, und die Erscheinung Christi reifte die sichere Erkenntniß desselben.

Der Satz des Widerspruchs ist der Prüfstein des höchsten Sittlichkeitsgrundsatzes. Vervollkommne dich! möchte nur in sofern erstes Moralprinzip seyn, als ich durch eine Reihe von Betrachtungen und Schlüsse dahin gelange, einzusehen, wie ich meine eigne Vervollkommnung ohne auf die, meiner Mitgeschöpfe zu wirken, schwerlich erlangen kann, allein die erhabensten Handlungen, die höchste Hinopferung für die Gesammtheit möchten sich aus diesem Grundsatze wohl nur sehr uneigentlich und künstlich rechtfertigen lassen. Wenn ich aber als erstes Sittlichkeitsprinzip den Satz hinstelle: „Handle für das Ganze! so ist, da du selbst auch einen Theil des Ganzen ausmachst, die Nothwendigkeit deiner eignen Vervollkommnung und die Pflicht unter allen Verhältnissen ohne Ausnahme für Alle und Alles zur Veredlung hinzuwirken, vollständig ausgesprochen, und die spitzfindige Bedenklichkeit: ob es denn wohl recht eigentlich vertheidigt werden dürfe, und mit den Vorschriften der Vernunft und geläuterten Moral ver-

träglich sei, die einzige Bedingung, unter der ich thätig seyn könne, nämlich das eigne Daseyn, hingeben zu dürfen — diese nüchterne Klügelei wird beschämt zurücktreten, denn ich darf nicht allein, ich soll mich hingeben für das Ganze.

Wenn du itzt auf das zurückgehst, was ich oben als wesentlichen Charakter der sittlichen Natur des Menschen angegeben habe, nämlich mit Bewußtseyn in den Schöpfungsplan einzugreifen, so wirst du diese Entwickelung mit meinem höchsten Sittlichkeitsgrundsatze völlig übereinstimmend finden.

Und nun, Adalbert, zum Schluß bei deiner Frage: ob es denn wirklich eine sittliche Welt gebe? erkläre mir zwei Erfahrungen, das Mitleid und das Gewissen. Denke über diese erhabnen Gegenstände nach, und dann läugne noch deine sittliche Natur, wenn du kannst.

Doch das willst du nicht, das wolltest du nie. Bloß zu einem Versuch trachtetest du mich zu veranlassen: ob deine innere Stimme zu einer in Schlüssen entwickelten und gefolgerten Wahrheit erhoben werden könnte. Was sage ich: erhoben werden! Diese innere Stimme steht höher als alle Beweisführung.

Ist es mir geglückt, Sittlichkeit überhaupt, und die sittliche Natur der Menschheit zu erklären, so folgt sittliche Freiheit, oder, was ganz gleich ist, Freiheit des Willens von selbst. Hätte man den Begriff Freiheit in richtige Grenzen gefaßt, so würde man alle die Cirkelschlüsse umgangen haben, die man für und wider die Begründung derselben aufgestellt hat. Soll Freiheit jene ausschweifende Losgebundenheit bezeichnen, die, ohne zureichenden Grund, ohne alles Motiv, den Willen zu irgend einem Entschlusse, zu ir-

gend einer Thätigkeit übergehen läßt; so ergiebt sich baarer Unsinn, da der Begriff Causalität, als unerläßlich in der Deduktion der Thatsachen, metaphysisch nicht wegdemonstrirt werden kann, ohne alle Gesetze des Denkens aufzuheben, und Feiheit würde in der sittlichen Welt ein eben so Nichts sagendes Wort seyn, als die Wörter Ohngefähr und Zufall in der äußern.

Wenn aus der Unmöglichkeit einer solchen Willensfreiheit aber auch die Unmöglichkeit einer sittlichen Welt hergeleitet werden soll; so haben diese Zweifler übersehen: daß die Freiheit des Willens nur auf die einzige Alternative bezogen werden darf und soll, sich für oder gegen das Sittlichkeitsgesetz bestimmen zu können. Freilich ist jeder unserer Willensentschlüsse durch ein Vorhergegebenes bedingt. Wir rühren keinen Finger, ohne einen Grund zu haben — aber wer und was hindert uns (seien die Bedingnisse, die unsere Willensthätigkeit in Anspruch nehmen, von welcher Art sie wollen), jede Handlung, die einer moralischen Würdigung fähig ist, stets auf das Sittlichkeitsgesetz zu beziehen, und uns demnächst zu bestimmen, danach oder dagegen zu wirken. Dieses Beziehungsvermögen auf das Sittliche allein ist moralische Freiheit, oder, was gleich ist, Freiheit des Willens.

Daß der höhere oder niedere Grad der Leidenschaftlichkeit, die Abwägung meiner Handlungsweise nach den Vorschriften der Sittlichkeit schwerer oder leichter macht, ist gewiß; aber auch die höchste Leidenschaft verstattet noch immer die Anwendung jener Vorschriften und hebt darum die moralische Freiheit nicht auf.

Bei dieser naturgemäßen Begrenzung des so häufig gemißbrauchten Wortes, Freiheit des Willens, erörtert sich dein aufgeworfener Zweifel: ob es eine Welt-

regierung gebe? mit deiner zugefügten Behauptung: „daß wir nur zwischen Zufall und Fatalismus zu wählen hätten," bei weitem leichter, und wir wollen die beseligende Wahrheit, daß es eine Vorsehung gebe, nicht von uns weisen.

Ohngefähr und Zufall sind sinnlose Worte. Es giebt kein Ohngefähr und keinen Zufall. Jede, auch noch so unbedeutende, Thatsache ist Folge einer vorhergehenden, und hat ihren zureichenden Grund. Es ist unbegreiflich im Gebiete der Ereignisse den Zufall zu gestatten, wenn wir in dem Reiche der Organisationen und Bildungen alle einstimmig das Ineinandergreifen der einzelnen Theile für völlig ausgemacht annehmen. Niemand wird annehmen, daß die Glieder eines thierischen Körpers, einer Pflanze, eines Kristalls gesetzlos an einander hangen, oder daß die Einrichtung deines Auges der Zweckmäßigkeit ermangle. Wunderbar genug daher, daß dir kein Würmchen über den Weg kriecht, kein Veilchen entgegen duftet, die steigende Sonne dir Sommer, die scheidende dir Winter heranführt, ohne das Geständniß abzupressen: Es ist alles gut so! — und daß dennoch nach der Laune eines blinden Würfelspiels, Glück und Geschick nichts anders sind, als *gesetzloses* Zusammentreffen *gesetzmäßig* eingerichteter Wesen, *ohngefähres* Einwirken höchst *weise eingerichteter* Organisationen. Der nämliche Gott, den wir bei der Betrachtung der Dinge mit Händen greifen können, löst sich mit einmal in Dunst und Nebel auf, wenn diese Dinge gegen und mit einander in Verhältnisse treten — und Ereignisse sind ja nichts anders, als die gegenseitigen Einwirkungen der Dinge — Das begreife, wer da kann!

Und daß dieser Zufall nach Jahrtausenden noch gar nicht aus der falschen Rolle fallen will, und nicht alles in Trümmer und Chaos zurücksinken läßt, sondern Gesetz und Ordnung von ihm ununterbrochen so glücklich gehandhabt wird, als gäbe es wirklich einen allmächtigen und allweisen Weltregierer und einen Gott — da müßte man erst recht Wunder über Wunder rufen!

Erröthest du nicht, Adalbert! so gegen den Gott in deinem Herzen aufzutreten?

Wenn der sittliche Wille aller sittlichen Wesen, in jedem vorkommenden Falle, dem Sittlichkeitsgesetze gemäß, thätig wäre, so würde nie eine Störung der sittlichen Ordnung möglich seyn können, und es würde in der sittlichen Welt grade so seyn, wie in der materiellen, wo unmittelbare Naturgesetze Alles dem Weltplane auf gradem Wege entgegenführen. Unsere moralische Selbstbestimmung in der innern, und die Wirkung der Naturgesetze in der äußern Welt, müßten eine und dieselbe Folge haben: unmittelbare Ausführung der Schöpfungsidee.

Der Mensch kann nun aber handeln nach dem Sittlichkeitsgesetz und gegen dasselbe, und bei der Unendlichkeit moralischer Wesen muß es auch eine Unendlichkeit von Alternativen der Handlungsweisen geben, die eben so viel unendlich verschiedene Folgen haben müssen, je nachdem dieser oder jener moralische Entschluß in Wirklichkeit übergeht. Wenn nun Gott das vollkommenste Wesen ist, und es gewiß bleibt, daß er, im Falle wir sammt und sonders, immer und ohne Ausnahme moralisch handelten, der Weltordnung gemäß, alle Wesen von Stufe zu Stufe der Vollkommenheit erheben kann, was liegt denn

Unbegreifliches in dem Gedanken, daß auch bei einer unendlichen Reihe von Möglichkeiten in den Folgen unserer Willensrichtungen, eine eben so unendliche Reihe von Combinationen in der Weltordnung vorhanden sei, die sämmtlich zu dem Zwecke der Weltregierung führen.

Du hast Recht. Wenn Napoleon den Krieg in Rußland nicht unternommen hätte, würde Europa eine ganz andere Gestalt darbieten; aber ich muß auch bemerken, daß der Entschluß zu diesem Kriege nicht mehr ein ganz reines Resultat seines bloßen Willens war. Seine ganze Lage, die Verhältnisse der europäischen Staaten gegen ihn und unter sich selbst, und eine unzählige Menge anderer Bestimmungsgründe würden, wenn wir die ganze Verkettung der Dinge zu übersehen im Stande wären, Napoleons freie Bestimmung zu diesem Feldzuge vielleicht sehr begrenzt erscheinen lassen, und wir würden wahrscheinlich mit mehrerem Grunde annehmen, daß aus der Leitung dieser großen Weltbegebenheit und in der Entwickelung ihrer Folgen, mehr als irgend wo, die Hand des Weltlenkers und Regierers erkennbar ist. Nur in sittlicher Beziehung ist der Mensch frei. Es wäre Wahn und Thorheit, diese Freiheit weiter ausdehnen zu wollen. Krankheit, Tod, Verwesung, Mangel, Schmerz aller Art, Abhängigkeit von den scheinbar unbedeutendsten Umständen zeigen dir mit unwiderstehlicher Gewalt, daß du einen höhern Herrn hast, und prüfe die Natur eines jeden Ereignisses gründlicher, so wird dir selten entgehen, wieviel darin von Menschenwillkühr ganz unabhängig anzutreffen ist.

Nimm nun einmal den gar nicht zu rechtferti-

genden Satz an: die heutige Gestaltung Europens sei ganz und gar ein Werk der Willensbestimmungen Napoleons, oder vielmehr eine Folge derselben — giebt es nicht mehrere Wege zu einem Ziele? — Wenn ohne Napoleons Einwirkung die Lage der Dinge in diesem Augenblicke eine ganz andere seyn würde; so liegt darin gar nichts Widersprechendes, daß nach 500, vielleicht auch 1000, oder 10,000 Jahren alle Fäden des großen Gewebes grade so zusammenlaufen können, wie es nach dem itzt bestehenden Stande der Dinge der Fall seyn wird.

In dieser unserm Auge ganz entschwindenden Verknüpfung der Ereignisse, im unsichtbaren Zusammenhange der Kanäle, die die große Fluth der Begebenheiten — wenn ich mich durch dies Bild gehörig verständlich mache — in ein einziges großes Flußbette abführt, und so in den Ocean des Universums verschwimmen läßt, wo du und ich und jedes Wesen einen Tropfen, und endlich eine Gesammtheit bilden, ein einziges unendliches Ganze — in dieser geheimen Verflechtung aller Folgen jeder noch so verschiedenen Handlungsweise und Willensbestimmung, liegt die höchste Anforderung an unser Vertrauen zu Gott und zu seiner Vorsehung.

Wie oft hörst du den bestürzten Menschen nicht ausrufen: „Wie kann die Vorsehung das gestatten? Sollte man nicht glauben, daß kein Gott im Himmel wäre?" — Wenn hier eine liebende, treue Mutter der Schaar hülfsbedürftiger Kinder entrissen wird, während dort eine, in Armuth und Siechthum jahrelang hingequälte, Blödsinnige sich und der Welt zur Last, jeder Anforderung des Todes Trotz bietet, und das Einzige, welches ihr helfen könnte,

das Grab nicht finden kann; so begreifst du freilich die Rathschlüsse Gottes nicht, bist aber sehr geneigt es für einen Beweis der göttlichen Vorsehung zu halten, wenn dich eine innere Unruhe trieb, das Schiff, welches du für deine Reise gemiethet, nicht zu besteigen und du hernach erfährst, daß dieses nämliche Schiff mit seiner ganzen Bemannung untergegangen ist.

Weder in dem einem, noch in dem andern Falle begreifst du die Wege der Vorsehung, und in dem letztern Falle muß dich die Frage zum Stillschweigen bringen: Warum denn die andern Menschen sämmtlich umkommen mußten, und du allein nur gerettet werden solltest? Vielleicht war grade für die Verknüpfung des Ganzen der Tod aller Uebrigen noch nothwendiger, als deine so wunderbare Errettung.

Halte fest an dem Glauben: daß nur deine sittlichen Handlungen frei sind, und alle übrigen von Gott geleitet werden, ja, daß auch die Folgen deiner sittlichen Willensbestimmungen durch ihn ihre zweckgemäße Verbindung finden.

Es ist denkbar, daß du ohne dein Verschulden unter der Hand des Nachrichters stirbst, aber du bist nicht bestimmt, durch Verbrechen den Galgen zu verwirken.

Aber, wirst du fragen, giebt es nicht unzählige Handlungen, die gar keiner sittlichen Beziehung fähig sind, und deren Folgen bloß durch die Bestimmung meines Willens zu der, zum Grunde liegenden, Handlung eintreten? Allerdings! Wenn es in meiner freien Wahl stand, spatzieren zu gehen, oder zu Hause zu bleiben, und ich wähle das erstere, und werde von einem herabfallenden Ziegel er-

schlagen und der Staat, dessen Ruder ich als erster Staatsbeamter mit Geist und Geschicklichkeit führte, vertraut meine Stelle einem Unfähigen, der Elend, Verwirrung, blutige Kriege und tausendfaches Unglück veranlaßt, so wird nach menschlicher Kurzsichtigkeit mein Spatziergang der Grund des Verderbens in diesem Staate seyn. Doch in Beziehung auf Gott ist nichts groß oder klein, bedeutend oder unbedeutend, und wenn mein sonst so unbedeutender Spatziergang durch seine Folgen diesmal ein wichtiges Ereigniß wird, so ist es dir für diesen besondern Fall, so wie für manchen andern, einmal gegönnt, die Woge der Wirkungen bis auf ein gewisses Ziel hinaus zu belauschen.

Beziehe ich irgend eine Handlung nicht auf die Vorschrift der Sittlichkeit, so ist es ja gleichviel, ob ich annehme: sie sei durch Anregung der Vorsehung, oder durch ganz unbedingte freie Bestimmung von meiner Seite erfolgt.

Das erstere nimmt übrigens auch die heilige Schrift an, und die Vernunft kann sich dabei sehr wohl beruhigen, indem sie mit sich selbst darüber nirgend in Widerspruch geräth.

Laß uns folgende Fälle unterscheiden:

Ein Räuber erschlägt einen Wanderer, oder
ein Wolf zerreißt ihn, oder
er wird vom Blitze getödtet;

in jedem dieser drei Fälle werden die Folgen in der Hinsicht, daß der Verunglückte aus der Reihe der Lebendigen scheidet, ganz die nämlichen seyn; aber eine unzählige Reihe von Wirkungen außerdem bleibt für jeden besondern Fall noch denkbar. Durch den ergriffenen Räuber können sehr gefährliche, verbrecherische

Verbindungen an den Tag kommen; wenn der Wolf den Wanderer zerreißt, so wird ein des Weges wandelnder Knabe, dessen Leben von bedeutendem Einfluß für die Welt werden soll, von dem, nun schon befriedigten Thiere, verschont bleiben, und hat der Blitz den Wanderer getödtet, so offenbaren sich vielleicht so wunderbare Wirkungen an dem Körper des Verunglückten, daß sie wichtige wissenschaftliche Untersuchungen veranlassen.

Soll nun alles in diesem gegebenen Beispiel Zufall seyn? selbst wenn ich den Zufall auch nur in dem beschränktern Sinne nehme, wie du ihn zu deuten scheinst, daß das Ereigniß zwar an und für sich durch ein Anderes begründet ist, aber nicht in der Reihe der Verbindungen des Weltlenkers liegt?

Nehmen wir das an, so fällt die Ordnung der Dinge zusammen, und das Chaos der Begebenheiten hätte sich längst in sich selbst zerdrückt. Ich schweige davon, daß wir, selbst bei unserer Kurzsichtigkeit, in recht vielen Fällen die Wege der Vorsehung hervorschimmern sehen; und bis zu einem gewissen Punkt verfolgen können — aber die Vernunft mißbilligt durchaus den bloß zufälligen Zusammenhang der Begebenheiten, und wollen wir uns nicht lieber in den Händen eines Einzigen, in den Händen der Vorsehung, als unter der Willkühr so vieler Despoten befinden, die wir Ohngefähr nennen?

Von den oben angeführten drei Todesarten hat nun bloß die erste, durch den Räuber eine sittliche Beziehung — und du könntest fragen: Wenn der Tod des Wanderers einmal in dem Zusammenhange des Ganzen nothwendig war, so war ja auch die Mordthat des Räubers nicht mehr frei. Sie war

es allerdings, der Wanderer konnte eben so gut durch den Blitz erschlagen werden, oder am Schlagfluß sterben. Das Ende desselben sollte erfolgen, und wenn der Räuber ihn nicht tödtete, welches allerdings in dessen freier Willensbestimmung lag, so konnten viele andere Ereignisse Ursache seines Todes werden.

Du siehst hieraus, daß ich eine Vorherbestimmung (Prädestination) allerdings annehme, wie willst du ohne sie eine göttliche Regierung der Welt behaupten, aber ich kann es nicht genug wiederholen, daß diese Vorherbestimmung nicht deine sittliche Freiheit beschränkt. Nur verwechsle Prädestination und Fatum nicht. Fatum ist die eintretende Nothwendigkeit, in dem seit Ewigkeit her statt findenden Verband der Dinge, und beherrschte selbst die Götter und den Olymp. Der Fatalismus kennt so wenig einen Akt göttlicher Intelligenz, als einen höchsten Willen; aber Prädestination geht nur von einem lebendigen und allmächtigen Weltlenker aus, und daß diese Leitung des Ganzen zum Besten des Ganzen geschehe, ist der schöne Glaube an eine Vorsehung.

Der Gang dieser Ideen führt mich von selbst auf deine wichtigen Fragen:

> Warum ist in einer vollkommenen Welt, Vergänglichkeit und Tod? Warum sogar das sittliche Uebel? Warum steht nicht alles auf der Stufe seiner Vollendung von Anbeginn?

Verwegner Vorwitz! warum hat uns Gott nicht Brief und Siegel über seinen Schöpfungsentwurf gegeben? — Und doch will ich es wagen, den Schleier der Isis ein wenig zu lüpfen. Laß uns se-

hen, ob du dem Beifall geben kannst, was ich darüber denke.

Die Welt ist eine lebendige und zugleich unendliche Schöpfung. Die schöpferische Urkraft — nenne sie Weltgeist, Odem Gottes, wie du willst — geht von einer Grundursache aus, die selbst das Leben ist. Die Welt ist nicht geschaffen, sondern wird täglich geschaffen, ewig fort. Nur die einmal bestehenden Substanzen können keine Vermehrung noch Verminderung erleiden. Naturgesetz ist ja lediglich die Form, unter der die schaffende Kraft sich äußert; Kraft selbst aber nichts anders, als die Sichtbarwerdung des göttlichen Lebens. Kraft selbst, ohne Rückführung auf ihren Ursprung, also auf Gott, betrachtet, ist Nichts, ein Unding. Kraft, in absolutem Sinne genommen, ich meine unabhängig, für sich selbst bestehend, hat bloß in der Wissenschaft, als Grund der Wirkungen, die wir wahrnehmen, eine abstrakte Bedeutung. Willst du mich, wegen dieser Sätze, einen Pantheisten schelten, Adalbert? — Nun meinetwegen. Genug, dieser Pantheismus macht mich fähig einen allgegenwärtigen, allwissenden, allliebenden Gott zu glauben, der alles mit Leben, Liebe und Intelligenz durchdringt. Darum kann es in der Schöpfung keine Lücke geben. Die Bildungen gehn auf der großen Sprossenleiter aus einer unendlichen Tiefe zu einer unendlichen Höhe. Ein Ziel der Vollendung giebt es nicht, denn jeder Schöpfungsakt strebt zu einer fernern Stufe, eben weil die Schöpfung unendlich ist. Wolltest du daher annehmen:

„daß die Gottheit jedes Wesen sogleich auf seinen letzten Bestimmungspunkt hinstellen konnte,“

so würde hieraus eine geschlossene Schöpfung, mit ihr Unwirksamkeit der göttlichen Kraft, folglich allgemeiner Stillstand und Tod in dem Wesen der Natur folgen; denn Kraft äußert sich ja nur durch Veränderung des Bestehenden oder vielmehr eines eben vorhandenen Zustandes. Wo Stillstand eintreten könnte, herrschte absoluter Tod. Die Erscheinung, die wir so nennen, ist nur ein neuer Schöpfungsakt.

Laß uns nun von diesen wenigen Sätzen auf die innere oder sittliche Welt übergehen. Du fragst: warum giebt es moralisches Uebel? — Ich löse mir diese Frage folgendermaßen; doch betrachte diese Lösung ja nur als einen schwachen Versuch.

Deine physische Organisation hat, außer der Schönheit und dem Adel der Form, nichts vor dem, dir untergeordneten Thiere voraus; hinfällig, und zur Verwesung in ihr bestimmt, bist du, wie dieses. Auch deine geistigen Kräfte sind dir, nach einem größern oder mindern Maße gegeben — obgleich bei richtiger Entwickelung der Unterschied zwischen dir und jedem Dritten nicht so groß seyn mag, als man gewöhnlich glaubt — aber dein Wille, der dich mit einer zweiten Welt, mit der sittlichen, verbindet, charakterisirt dich hauptsächlich als Mensch. Mein Wille und Ich sind eigentlich identisch; einen Willen haben und sittlich frei seyn, ist wiederum Eins. Erwäge, was ich dir früher hierüber gesagt habe.

Der Begriff sittlicher Freiheit wird aber bedeutungslos, wenn die Wahl, deine moralische Handlungsweise zu bestimmen, nicht von dir abhangt, mit andern Worten, wenn du nicht das Vermögen hast, dich auch gegen die sittliche Weltordnung zu bestimmen. Müßten wir das Gesetz der Sittlich-

keit befolgen, wie unsere thierische Organisation blindlings den Anordnungen der Natur nachgeht, wie wir verdauen, schlafen, athmen; so wäre es um unsere Menschenwürde geschehen, und es könnte von Verdienst und Tugend nicht mehr die Rede seyn. Die Gottähnlichkeit des Menschen, Freiheit und Selbstständigkeit wäre aufgehoben, und selbst der schöpferische Geist eines Newton oder Kopernikus bliebe in seinen Erfindungen und Aufschlüssen nur eine sichtbar gewordene Mechanik der, durch sie wirkenden, Schöpfungskraft, ein Akt der Intelligenz, den die Betrachtung nicht anders bewundern könnte, als das Gebäude einer Ameisen- oder Thermiten-Kolonie; wäre nichts mehr und nichts minder, als das Werk geistigen Instinkts, das ein Insekt eben so wenig darstellen, als der größeste Philosoph aller Jahrhunderte das Netz einer Spinne weben könnte. Wissen wir aber, daß die Entwickelung dieser geistigen Kräfte ein Produkt moralischer Selbstbestimmung war, dann müssen wir freilich die Größe des Schöpfers anbeten, der solche Kräfte in den Menschen legte, aber wir werden auch die Herrlichkeit der Menschennatur bewundern, die von dem Geschenk der Freiheit so erhabnen Gebrauch zu machen versteht, und uns beruhigen, wenn Newton im hohen Alter selbsterfundene Beweise nicht mehr zu fassen vermochte, oder der abstrakte Geist eines Kant wieder kindisch wurde.

Unvergänglich wird das Wort eines um Deutschland hoch verdienten Mannes, eines der größesten Denker unserer und aller Zeiten, in meinem Herzen seyn. Ein Nervenfieber hatte seine geistigen Kräfte so geschwächt, daß er nur noch mit Mühe die Zei-

tungsnachrichten, welche ihm seine Gattin vorlas, in ihrem Zusammenhange verstehen konnte. Einer seiner Freunde fragte ihn bewegt: Welchen Trost haben Sie bei dem Gefühl dieser Geistesabnahme? „Meinen treuen Willen!" antwortete er. Adalbert, diesen Willen hat er bethätigt, bis er in sein viel zu frühes Grab stieg. Seine edle Einwirkung auf die Menschheit war so groß, daß er nach Jahrhunderten noch mit Ehrfurcht und Dankbarkeit genannt werden wird, und ich weihe in dieser Stunde, wo ich dir das Innerste meines Glaubens, also meines Herzens, entschließe, dem Freunde, der das Opfer kirchlicher Ansichten werden will, dieses große Wort, um, wie an einer Säule, sich wieder daran aufzurichten.

Wenn sittliche Freiheit darin besteht, sich für oder gegen das Sittlichkeitsgesetz bestimmen zu können, so muß auch nothwendig ein Etwas da seyn, das das Auflehnen gegen die sittliche Weltordnung veranlaßt, weil sonst diese niemals verletzt werden würde. Dieses Verführungsmittel ist die Sinnlichkeit, umgeben von der Herrlichkeit einer reizenden Natur. Unterliegst du diesem Reize, so hast du dich von der sittlichen Natur entfernt, und es ist eine, wenn nicht die schwierigste, Aufgabe der praktischen Moral, den Grad zu finden, wie weit wir der Sinnenlust und dem Irdischen folgen dürfen, ja, es liegt bloß daran, wenn wir entweder über die bestimmte Grenze hinausgehen, oder uns ihr gar nicht einmal nahen wollen, daß wir Wollüstlinge oder Schwärmer werden.

Die Beziehung auf die sinnliche Welt ist also der Kampfplatz, worauf meine moralische Kraft sich her-

umtummeln soll. Wird mein sittlicher Wille besiegt, so treten gegen mich, den Gefangenen des Irdischen, alle Folgen ein, die die Pflichtwidrigkeit gegen die sittliche Natur — wie jede Auflehnung gegen allgemeine Gesetze — unvermeidlich mit sich führen — der Widerspruch mit mir selbst wird geboren. Ein fürchterlicher Zustand! Denn wie jede gute That nicht folgelos bleiben kann, so trägt auch die böse hundertfältige Früchte, aber alle ihre Folgen sind empfindbarer, weil das Gute in seinen Folgen unmittelbar und harmonisch eingreift in die moralische Welt, das Böse aber gegen dieselbe anstrebt, und die ganze Last des ungleichen Kampfes auf die Brust des Sünders zurückfällt.

Das unvertilgbare Sehnen in unserer Natur, glücklich zu werden, wird aber den, mit sich selbst in Widerspruch stehenden, Verirrten zu dem schweren Bestreben bestimmen — sei es schon hier, oder erst dort — die verlorne sittliche Welt, den Himmel, wieder zu finden, und diese Anstrengung muß eine so außerordentliche Kraftentwickelung erzeugen, daß zuletzt selbst die moralische Verirrung zu reinem Gewinn für das Reich der Sittlichkeit wird. Wie einfach und schön hat Christus diese Wahrheit in dem Gleichnisse vom verlornen Sohn aufgestellt!

So muß deine eigene Abweichung vom Gesetz dir zuletzt heilsam werden. Aber auch die Verirrungen Anderer müssen dir Segen bringen; so wie deine Fehler deinen sittlichen Mitgeschöpfen Früchte tragen.

Alle Leiden der Erde, die wir aus den Händen Gottes erhalten und tragen müssen, wenn der Tod unsere Lieben dahinnimmt, Seuchen die Länder verheeren, Erdbeben Städte verschlingen, Stürme ganze

Flotten in den Wellen begraben — alle diese Unglücksfälle werden tief empfunden; aber nach einem, in jeder Menschenbrust liegenden Gefühl der Ergebung in die Fügung einer höhern Macht leichter vergessen, und ich berufe mich auf das Urtheil eines Jeden, der diese oder jene Erfahrung gemacht hat. Der Schmerz am Grabe eines Vaters, einer Gattin, eines Kindes, kann durch die Zeit so veredelt werden, daß der Zurückgebliebene die Thränen um seine Hingeschiedenen für das Höchste seiner irdischen Güter betrachtet, wenn der wüthende Krampf des ersten Jammers gebrochen ist.

Ganz anders ist es, wenn der Kummer moralischer Leiden uns nagt und ängstet. Betrogenes Vertrauen, gebrochene Treue, verrathene Freundschaft, gekränktes Verdienst, zerreißender Undank, unverschuldete Beschimpfung, erlittenes Unrecht, und wie das ganze Heer von Nattern und Scorpionen heißen mag — die grade dem Gemüthe des zartern, edlern Menschen eine tiefere Erbitterung und Verachtung seines eigenen Geschlechts geben — werden uns bis ins Grab begleiten, wenn die höhere Vernunft unser gereiztes Gefühl nicht über diesen tiefen Druck des Lasters und der Bosheit erhebt, wenn Christus Himmelsworte: „Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen,“ unsern Blick nicht über die Erde fort ins Ewige richten.

Durch die moralischen Gebrechen Anderer, die auf uns einwirken, wird unsere moralische Kraft entwickelt. Ich meine nicht den Nutzen des warnenden Beispiels, wenn z. B. der Anblick eines Trunkenboldes den Ekel vor diesem Laster erregt; sondern von den wichtigern Fällen rede ich, wo die Unsitt-

lichkeit Anderer auf meine Persönlichkeit, auf mein Wohl und Wehe, vom wesentlichsten Einfluß ist. Wo hätte ich Gelegenheit, meine Tugend zu prüfen und zu üben, wenn ich meinem Beleidiger nicht vergeben, nicht der Rache entsagen, dem Feinde nicht Großmuth erweisen; nicht hochherzig dessen Anwald werden könnte, der meine Ehre in den Staub zu treten drohte; nicht dem im Elend willig zu Hülfe eilte, der mich in der Noth verließ?

Grade die moralischen Uebel stellen uns in einen fortgesetzten Kampf mit der Welt. Du weißt sehr wohl, Adalbert, daß oft Worte wie Schwerter schneiden, Blicke wie Dolche stechen, daß es ein Lächeln giebt, was der Fassung viel gefährlicher werden kann, als die Annäherung einer wirklichen Gefahr, und daß ein wahres Unglück lieber übernommen wird, als eine Reihe kleiner, an uns verübten Neckereien und Ungerechtigkeiten. Ohne Kampf keine Kraftentwickelung, ohne Schmerz keine Veredlung! Das ist unumstößliche Wahrheit. Siehe den in Glück, Muße und Ruhe aufgewachsenen, von keinem Kummer, keiner Sorge beunruhigten, sogenannten Schicksalsbegünstigten! Wie weichlich, vegetirend, seicht, untheilnehmend tritt er auf. Durch den Gegensatz des Leidens hat er seine glückliche Lage nie schätzen gelernt. Große Männer in glücklichen Lagen haben sich daher selbst in Noth und Gefahr gestürzt. Hatten sie Thatendrang, so wurden sie Krieger, hatten sie Wissenschaftsdurst, so durchfuhren sie stürmische Meere, erklimmten himmelanstrebende Gebirge, durchwandelten todte Wüsten. Gefahr und Noth war unerlaßlich zu ihrer Entwickelung.

Du wirst mir itzt wohl beistimmen, Adalbert,

daß das moralische Uebel kein absolutes ist, und nach dem, was ich früher schon einmal gesagt habe, auch nicht seyn kann. Es ist vielmehr, wie der physische Tod die Bedingung einer höhern Form wird, eben so Bedingung gesteigerter moralischer Kraft, und es scheint, trotz des muthmaßlichen Zwistes, zwischen der sittlichen und materiellen Welt dennoch — denn beide sind aus der Hand eines Schöpfers gegangen, eine große Uebereinstimmung und eine gleiche Ordnung der Dinge aus beiden hervor. — —

Ich darf dir nicht verhehlen, Adalbert, daß dein, neulich ausgesprochener Wunsch, freiwillig das Leben verlassen zu dürfen, mich unwillig gemacht hat. Könntest du in den nächsten und einfachsten Schlüssen so weit zurück seyn, um nicht einzusehen:

daß du nicht anders dort wieder anfangen kannst, als du hier geendet hast? und daß vielleicht, ja wahrscheinlich, eine veredeltere Form dir dort die Schlacken der Unvollkommenheit noch viel unerträglicher machen könnte, als wenn du die itzige Bedingung deines Daseyns kräftig benutztest, ihrer los zu werden?

Oder glaubst du wirklich, daß nun alles vorbei ist, sobald dein Wille den Zusammenhang deines Gehirns durch eine Kugel zerstört hat?

Kannst du in der That glauben, daß die Erscheinung, die wir Leben nennen, von Menschenwillkühr abhängig bleibe, überhaupt, daß Etwas, welches einmal ist, aufhören könne, zu seyn? —

Willst du mir einwerfen, daß es dasselbe heiße: gar nicht weiter zu seyn, oder mit einem neuen Akt des Bewußtseyns in die Reihe der Erscheinungen zu treten; so mag es bei allen Geschöpfen sich so ver-

halten, die noch nicht auf dem Ausbildungspunkte des Menschen stehen, aber bei dem Menschen selbst, bei jedem Wesen nicht, das den Punkt schon erreicht hat: einen freien Willen zu haben. Bei diesem ist der Wille der Inhalt, der Kern des Lebens geworden. Wie kann ich sagen ohne Widerspruch: ich will, daß mein Wille nicht sei? Wie kann ich, ohne noch größere Ungereimtheit, versuchen: den Willen sich selbst zerstören, das heißt, eine Kraft an sich selbst diese Kraft zur Vernichtung setzen zu lassen; die, so lange sie wirkt, sich noch nicht vernichtet hat, und, wenn sie nicht wirkt, sich nicht vernichten kann. Dieser Versuch hat mit einem kindischen Einfall, den ich hatte, sehr viel ähnliches, indem ich mich als Knabe selbst belauschen wollte, wann und wie ich einschlafen würde, und könnte man nicht eben sowohl sagen: ich will geboren werden, das heißt, in die Reihe der Kräfte treten, als: ich will mich vernichten, das heißt: aus der Reihe der Kräfte treten? — Wenn ich eine Pflanze zerstampfe, habe ich dadurch die Kraft der Vegetation zerstört, indem ich sie nur für eine gegebene Form unwirksam mache? Das Pflanzenleben wird einen neuen Ausdruck in einer neuen Bildung suchen. Wenn du meine frühere Ansicht von Kraft und Leben theilst, wirst du hieran nicht mehr zweifeln können. Nur die Individualität in der Fortdauer ist hier noch ausgeschlossen.

Von unserer individuellen Fortdauer aber zeugt nichts dringender, als unsere Verbindung mit der sittlichen Welt. Wenn mein Glaube mir die Unsterblichkeit auch nicht verbürgte, so dürfte ich doch nur Eins von Beiden annehmen:

entweder: daß es gar keine sittliche Welt giebt; oder daß ich, wenn es eine giebt, durchaus auch individuell fortleben muß.
Ueber das Daseyn einer sittlichen Welt habe ich dir Beweise gegeben, die mir genügen, reichen sie für deine Ueberzeugung nicht hin, so richte deinen Blick in die unendliche Tiefe deines Wesens, fühle die Ueberzeugung heraus, wenn du sie nicht heraus denken kannst, aber ich hoffe, du zweifelst nicht mehr daran.

Immerhin will ich zugeben, daß bei dem Thiere dies persönliche Fortleben noch nicht begründet ist, wenn gleich sein Leben nicht untergehen kann, sondern in andern Formen von neuem erscheinen muß. Aber beim Thiere ist diese persönliche Fortdauer auch noch nicht naturnothwendig, wie beim Menschen. Erst auf der Stufe, wo Leben und sittlicher Charakter desselben zusammenfließen, muß individuelle Unsterblichkeit anheben, oder der Zusammenhang in der sittlichen Welt ist zerrissen und der letzte Zweck dieses höhern Daseyns läuft auf Nichts hinaus.

Wenn Leben, als unmittelbare Sichtbarwerdung der schöpferischen Kraft Gottes, als der Hauch des Ewigen, die ganze Natur durchdringt, und in stets veredelten Bildungen, in immer höheren Formen, Gefühl und selbstständige Regung und Bewegung entstehen läßt; so wäre es noch gar nicht widersprechend, wenn nach Verfall dieser Bildungen (und wären es auch menschliche und noch erhabenere) der persönliche Zusammenhang der zerstörten und der neuen Form unterbrochen bliebe.

Wenn es ferner möglich wäre, sich die Geister Platons, Shakespears, Fichtes ohne sittlichen

Willen zu denken, und nach ihrem Tode wäre ihre Denk= und Dichtkraft in den allgemeinen Ocean des geistigen Lebens untergegangen, wie die Atomen ihrer Leiber in den stets und unaufhörlich scheidenden und vereinigenden, chemischen Heerd der materiellen Natur geworfen worden — wo wäre auch da ein Widerspruch zu finden? Ohne den sittlichen Zusammenhang der Welt kann ja eine Million von Erscheinunnungen der andern, und eine Ewigkeit der andern folgen — es erklärt sich dennoch immer, auch ohne persönliche Fortdauer, herrlich und göttlich die Schöpfung und die Größe ihres Urhebers, durch den, und dessetwillen Alles so ist, wie es ist.

So wie aber der erste Strahl des sittlichen Lebens das Haupt des sterblichen Geschöpfs beleuchtet, geht es der Unsterblichkeit entgegen. Nur in der sittlichen Welt thront die Liebe, welche die Denk= und Körperwelt nicht kennt.

Gestehst du mir keine individuelle Unsterblichkeit zu, so ist das Reich der Sittlichkeit ein Schauplatz bedeutungsloser Fragmente. Christus am Kreuz und der Missethäter neben ihm, enden in ein und dasselbe Nichts. Der erste und der letzte aller Menschen steigen wie Meteore auf und gehen in Nacht unter. Ich sehe nicht ein, wozu der Tugendkampf auf Erden, wozu alles Streben nach Vollkommenheit und sittlicher Größe. Höchstens erscheint das Moralgesetz als eine gute Polizeiordnung, damit wir einander nicht vor der Zeit erwürgen. Was aber wäre an diesem frühern Tode, überhaupt an der völligen Aufreibung unsers Geschlechts dann gelegen, wenn der Vorhang nur aufrollen soll, um das Stück so eben anfangen zu lassen, und ohne alle Auflösung

zu gestatten, sodann wieder niederzurollen? Diese thierische Lust, Athem zu schöpfen, würde ich lieber in der Gestalt eines Geiers, als mit der Brust eines Menschen ausüben, da jener in behaglichem Muthe die Spanne Leben durchfliegt, und ich in einem bangen Traume das grausame Talent ausüben muß, über den Unwerth meines Lebens zu grübeln und zu verzweifeln.

Nein, wenn mich auch mein Glaube vor dieser Verzweiflung nicht rettete, so würde mich schon Widerspruch auf Widerspruch nöthigen, das Aufhören meiner Persönlichkeit mit dem physischen Tode zu verwerfen; denn der Charakter der Persönlichkeit ist unerlaßliche Bedingung in der sittlichen Welt. Persönlichkeit ohne Freiheit ist ein Unding, und umgekehrt. Wille und Freiheit begründen individuelles Seyn. Individuelles, persönliches Seyn tritt in der Erscheinung nicht mehr als bloßes Mittel, sondern als Zweck zugleich auf. Einen vergänglichen Zweck aber giebt es in der Reihe der Dinge nicht, sonst würde der Zweck wieder zurücksinken müssen zum bloßen Mittel.

Vorwärts schreiten, ist meine Bestimmung. Freilich soll ich dienen, also Mittel seyn, für die Vervollkommnung der Welt, aber die Welt soll auch dienen, d. h. Mittel seyn, für mich, zu meiner Vervollkommnung, denn jedes sittliche Wesen ist, in sich, Zweck der Schöpfung. Meine Veredlung auf Erden ist aber nur begonnen, nicht vollendet, und soll der Vollendung immerdar entgegen gehen. Höre ich mit dem Tode auf, und die in mir thätig gewesene Willenskraft (das ist meine Persönlichkeit) geht nicht in die Form mit hinüber, worin mein

neuer Lebensakt beginnt, so hat ein ganz fremdes Seyn für mich angefangen, und die Kette von Ursach und Wirkung in der mikrokosmischen Schöpfung, die ich bildete, reißt von einander. Sittlich und unsterblich seyn ist daher Eins. Räumst du mir Sittlichkeit und die mit ihr verbundene Freiheit ein, so ist meine Fortdauer gewiß. Nehme ich nun aber meine persönliche Unsterblichkeit an, so darf ich mich auch nicht scheuen, die Fortsetzung meines Bewußtseyns, das heißt, den Satz als wahr aufzustellen, daß die Reihe der unendlichen Akte des Bewußtseyns nicht abbreche, also Erinnerung Statt finde. Ohne diesen Zusammenhang dieses und eines künftigen Lebens ist ja jede moralische Beziehung auf die Folgenreihe meiner Handlungen unmöglich, sondern nur immer ein neues Beginnen, Verirren und Streben bedingt. Lasterhaft oder tugendhaft seyn, bliebe alsdann für den Anfang in einer künftigen Welt ganz gleichgültig, und das Gebot der Sittlichkeit für unsere Handlungen hienieden, führte abermals zu Nichts.

Man hat Gedächtniß und Erinnerung, ich weiß nicht aus welchen Gründen, als bloß materiel bedingt durch die Sinne, charakterisiren wollen. Das würde gegen meine Behauptung nichts beweisen. Man würde mit gleichem Rechte die Materialität der Denkkraft behaupten können, da sie durch das Zerreißen einer Gehirnsfaser ebenfalls als gestört erscheint. Wenn das Leben selbst durch den Tod als verloren betrachtet wird, und wir dennoch seinen Untergang nicht annehmen können; warum sollen wir es als einen Beweis der gänzlichen Zerstörung betrachten, wenn der geistige Inhalt des Lebens, Denk-

und Erinnerungskraft bei der Krankheit solcher Organe, wodurch sie sich äußern, verschwindet? Diese geistigen Kräfte sind darum nicht erstorben, wenn sie sich nicht mehr äußern, sie gehen dem Tode darum noch nicht entgegen, wenn sie schwächer werden. Ich kann dir freilich nicht sagen, was aus dem gleich wieder versterbenden neugebornen Kinde, oder dem zerstörten Fötus unter dem Herzen der Mutter wird; ich kann dir eben so wenig Auskunft geben, wie die Geisteszerrüttung des Rasenden zu erklären ist. Willst du aber aus letzterer den völligen Untergang des Verstandes beweisen, so machst du einen Fehlschluß; denn es giebt ganz gleiche Erscheinungen, die das Gegentheil darthun.

Der Ohnmächtige, der bis zur Bewußtlosigkeit Trunkene behalten nichts, wie die thierische Respiration — ist darum die geistige Kraft in ihnen todt? Wo sie bleibt — wer vermag das zu sagen, aber es ist genug, wenn sie wiederkehrt. Wir haben dadurch die Ueberzeugung, daß sie fortlebt, wenn sie auch ihre Aeußerungen auf eine Zeit einstellt; wir ersehen ferner, daß sie nur zurücktritt, wenn das Organ, wodurch sie sich thätig zeigen kann, seine Fähigkeit verliert, ihr zum Werkzeuge zu dienen. Wenn — um mich eines Bildes zu bedienen, der Arm des Fechters an eine Kette geschlossen wird — ist dann die Muskelkraft erstorben, oder wäre, wie Lessing sagt, Raphael ein weniger großes Malergenie gewesen, wenn er ohne Hände geboren wurde?

Und dann endlich laß uns auf das große Geheimniß des physischen Schlafs kommen. Mir scheint, als hätte uns die Natur in dieser außerordentlichen Erscheinung einen Fingerzeig geben wollen, wie wir den Tod

zu betrachten haben. Oft längere oft kürzere Zeit ist die erste Periode des Schlafs völliger geistiger Tod, dann bricht der Traum, einen allgewaltigen Trieb der Seele, ihre angestammte Thätigkeit zu üben, bekundend, selbst durch die, nur halbgeöffneten Schranken unserer Körperlichkeit, und schafft Bild auf Bild, auch Gedanken, aber nur in demselben Verhältniß, als die körperlichen Organe dienstbar seyn können. Ja eine gefährliche Lage, wodurch das Blut zum Hirn getrieben, oder der freie Schlag des Herzens gehemmt wird, und eine höchst gefährliche Krisis der körperlichen Organisation herbeiführen könnte, wird durch das geistige Leben unschädlich gemacht. Ein Bild, eine Erscheinung schreckt uns auf, und die thierischen Thätigkeiten des Körpers treten wieder in ihr Gleichgewicht.

Willst du dagegen aufstellen, daß dadurch ja recht ersichtlich werde, wie die körperlichen Zustände die geistigen Vermögen beherrschten, indem Vollblütigkeit und Dicke, schleichende Säfte wilde oder düstere Vorstellungen, ferner Schwäche des Unterleibes, Hypochondrie und andere Krankheiten des Gemüths erzeugen; so antworte ich dir mit gleichem Rechte, daß diese Stimmungen der Seele eben sowohl eine Verstimmung der Seele über ihre verhinderte freie Thätigkeit in dem kranken Körper seyn kann. Ueberhaupt möchte es keinem Sterblichen glücken, die Schöpfung in ihrer geheimen Werkstatt über der Natur dieser Erscheinungen zu belauschen, und ich will mir niemals anmaßen, Aufschlüsse zu geben, wo der Allmächtige den Schleier fallen ließ, aber offenbar muß der Gegner bei diesen Erscheinungen eben so gut verstummen, als ich unfähig bin, die mir von ihm vorgelegten Räthsel zu lösen.

Als Grundsatz für mich gilt:

daß der Körper, als Instrument der Seele, die geistigen Kräfte zurückzutreten nöthigt, sobald seine Unfähigkeit, ihre Funktionen wirksam zu zeigen, beginnt.

Daher ist menschlicher Geist noch nicht in dem neugebornen Kinde, denn die Wohnung, worin derselbe thätig seyn kann, ist noch nicht vollendet; so steht bei dem neugebornen Kinde die Verstandes- und Denkkraft auf der Schwelle der neuen Wohnung und nimmt ihn mit jedem Tag der Entwickelung des jungen Menschen mehr und mehr ein. So verläßt sie, wenn hohes Alter die Organe verhärtet, das von Tag zu Tag unbrauchbarer werdende Haus, bis es ganz zusammenfällt. Diese grausenhaften Erscheinungen, die so leicht auf unser persönliches Aufhören gedeutet werden können, sind überdies nur die seltenern; bei dem größern Theile der Hinscheidenden ist die Seele bis auf kurze Zeit vor dem Tode, oft bis zum letzten Augenblicke in voller Thätigkeit.

Willst du aber wegen einiger unerklärbaren Erscheinungen den sonstigen erkennbaren Zusammenhang der Dinge aufgeben? Willst du den Ausspruch der Vernunft verwerfen, die deine sittliche Natur nicht abläugnen kann (und sittliche Natur, als blos vorübergehende, mit dem Tode endende Persönlichkeit als undenkbar darstellt), weil du noch kein Auge hast, in die Tiefe der Schöpfungsgesetze zu blicken?

Wenn Leben Kraft ist, die von Gott ausgeht, und, wie wir ja schon wissen, einen immer vollern Gehalt erhält, je höher es steigt, das Thierleben ungleich mehr Prädikate, wie das Pflanzenleben aufstellt, und im Menschen auf unserm Planeten die oberste Sprosse

der Wesenleiter erreicht wird, weil in ihm die sittliche Natur beginnt; so ist es undenkbar, da Rückschritte die Ordnung der Welt aufheben würden, daß so ein Leben am innern Gehalte wieder verlieren, und in einer unbedeutendern Form beim Verfall der irdischen Hülle sich wieder darstellen kann.

Nichts spricht mehr für meine Ansichten, als deine so gegründete Behauptung, daß die Thiergeschlechter nur unvollkommene Ausnahmen zeigen, beim Menschengeschlechte aber, grade entgegengesetzt, nur Ausnahmen dem höheren Adel unserer Natur sich nähern. Liegt hierin nicht offenbar die große Lehre, daß die Menschheit, mittelst der ihr mitgegebenen Kräfte, sich aus sich selbst entwickeln soll? — Daß sie es kann nach dem Laufe der Weltbegebenheiten, dafür sorgt und wird die Vorsehung sorgen, aber die sittliche — nicht die historische — Richtung muß sie sich selbst geben.

Laß Jahrtausende die Menschheit in der Nachbarschaft des Thiers stehen, Millionen und abermals Millionen mit unentwickelter Vernunft, mit kindischer Verstandes= und Herzensbildung dahin sterben, ihr Adelsdiplom ist ihnen dennoch ausgefertigt — ein neues Daseyn wird sie mit allen ebenbürtig machen, die als die Zierden unsers Geschlechts schon hier die Unsterblichkeit errungen haben.

So manches, Adalbert, habe ich dir in diesem Briefe zu bedenken gegeben; ich breche ihn ab, grade wo ich deine Grundfrage beantworten sollte: ob ich Christus für Gott halte? Zürne nicht deshalb, denn du wirst kaum mit der Prüfung dieses Schreibens fertig seyn, und auch schon meinen nächsten Brief in

Händen haben. Welchen Sinn ich in das Wort Glauben gelegt, sollst du mir alsdann selbst sagen.

Lebe wohl du Theurer!

Siebenter Brief.

Theodor an Adalbert.

Izt, mein geliebter Adalbert, zur Beantwortung der Frage, die du mir so dringend vorgelegt hast, von der, wie du sagst, deine Ruhe abhangt und die ich gern mit Stillschweigen übergangen hätte, weil sie zu tief in die Seele jedes christlich erzogenen Menschen greift.

Aber da ich sehe, daß du stier und starr den Gegenstand anstaunst, und er dein ganzes Wesen so gänzlich durchdrungen hat, muß ich das Wagestück unternehmen, wie ein Wundarzt, um das Leben des Verunglückten zu erhalten, das zerschmetterte Glied abnimmt, und hofft, daß keine Verblutung erfolgen werde.

Daß ich der Meinung bin, wie die Menschheit, ihrer von Gott erhaltenen Natur gemäß, sich aus sich selbst entwickeln und emporbilden solle, habe ich deutlich genug gesagt. Daß ich alle sittlichen Unvollkommenheiten nicht als absolutes Uebel erachte, sondern der Ueberzeugung lebe, es werde sich jedes Böse zum Guten auflösen, weißt du ebenfalls. Hiernach kann ich auch einen absolut sündlichen Charakter der Menschheit nicht gestatten, denn ein solcher kann seine Natur nicht ändern, und würde als ewiger Mißklang in der Harmonie der Schöpfung dastehen.

Was folgt nun, Adalbert? — Eine Erlösung in dem Sinne der Kirche, eine Loskaufung von der Strafe der Missethaten, durch den Tod des Edelsten am Kreuze, hat für mich nichts Faßliches. Soll ich es glauben, so muß ich meine heiligsten Begriffe von Gott aufgeben, und meine Vorstellungen von dem Ebenbilde Gottes, vom Menschen, schwinden wie Dunst und Nebelgebilde dahin; ich bin mir dann selbst nichts mehr werth.

Wozu ein Sühnopfer bei Gott? Und ein solches? Kann Gott zürnen? Das wäre eine Unvollkommenheit. Sühne ist nichts anders, als abgekaufte Rache. Rache beim allervollkommensten Wesen gedacht, ist eine verwerfliche, menschliche Vorstellung. Leiden und Büßen des Unschuldigen für den Schuldigen wäre sündlich. Sündhaftigkeit bei Gott gedacht ist eben so unvernünftig, als meine Unsittlichkeit durch das Verdienst eines andern nun und nimmermehr gereinigt erscheinen kann.

Der stärkste Einwand gegen die Erlösung, im bisherigen Sinne der Kirche, ist der Mangel einer Allgemeingültigkeit derselben. Sie trägt für das Menschengeschlecht keinen generellen Charakter, wie sie doch müßte. Wie viele Jahrtausende mögen hingegangen seyn, ehe Christus auf Erden wandelte. In welchem Verhältnisse standen die unendlichen vorchristlichen Geschlechter zu seiner Erlösung, oder stehen sie noch itzt? Waren Solon, Platon, Aristoteles, Zeno, Zerduscht nicht fähig die Lehren Christi zu fassen?

Noch mehr: auch heut kennt nur der kleinste Theil der Erdbewohner die Lehre Christi; er glaubt nicht an ihn; er wäre daher, nach dem Begriffe der Kirche, von der Gnade der Erlösung ausgeschlossen. Was

wird aus ihm? — Ist es die Schuld des Nadowessiers, daß er in den Wildnissen Amerikas ins Leben trat, wohin das Evangelium nicht kam? Soll der Perser, in der Ueberzeugung des Islam aufgewachsen, dafür büßen, daß seine Ansichten vom Jenseits die Lehrsätze unsers Glaubens zurückstößt?

Was aber mehr, als alles, Bedenken erregt: Ist die mindeste Hoffnung vorhanden, daß die christliche Offenbarung je ein Gemeingut der ganzen Menschheit seyn werde? — Gewiß nicht, wenn die kirchlichen Institute ihre, der menschlichen Natur widerstrebenden Glaubensartikel nicht reinigen, und nicht alle Dogmen vernichten, die nur auf völlige Ertödtung der Vernunft berechnet sind. — Ich will den schönen Glauben nicht von mir weisen, daß es eine Zukunft geben kann, wo alle Völker der Erde sich zur Lehre Christi bekennen, aber ich bin auch eben so überzeugt, daß sie dann nur die wahrhaft beseligenden und veredelnden Wahrheiten aufnehmen und allen unfruchtbaren Mysterien, ja, wenn sich die christliche Kirche von diesen nicht trennen kann und will — der Kirche selbst, nun und nimmermehr anhangen, sondern nur den echten reinen Geist Christi unter sich verbreiten, jedes unnütze Beiwerk aber zurückstoßen werden. Schon früher habe ich dir gesagt (und wer kann daran zweifeln?), daß Christus Religion die Religion der Menschheit sei — und niemand darf das Gegentheil davon behaupten: daß nach Jahrtausenden eine stets fortschreitende Ausbildung unsers Geschlechts alle Nationen zu einer allgemeinen Religion vorbereitet haben könne, wo der Widerspruch, die Entzweiung in Glaubenssätzen, als Geburten der Barbarei und geistiger Verfinsterung undenkbar werden; wo man des einzi-

gen Glaubens ist, daß alle Religionswahrheiten nur einfach, begreiflich, mit der Vernunft Hand in Hand gehen müssen; daß moralische Geheimnisse unsittlich sind, daß religiöse Mysterien kein Gemeingut der Menschheit werden können, — und das müßten sie doch, wenn sie das Glück derselben begründen sollen. Kann es dich einzig beruhigen, wenn du weißt, daß Christus ein wahrer Gott war, nun so grüble nicht weiter, nimm es auf Treu und Glauben des Religionsunterrichtes an. Findest du diesen Gottescharakter aber, wenn du das Grübeln nicht lassen kannst, undenkbar, nun so mußt du doch wissen, daß die Gesetze der Vernunft ewig und unumstößlich sind, wie das Daseyn einer Grundursache selbst, die wir Gott nennen, und in der auch deine Vernunft ihren Ursprung genommen hat. — Worüber willst du dich alsdann quälen? — Hältst du Christus für einen Mittler zwischen Gott und der Menschheit in dem Sinne, daß er eine höhere als menschliche Natur hatte, so gieb dir die Frage auf: ob er Mensch und zugleich nicht Mensch seyn könne? Vermagst du dir diese Frage bejahend zu beantworten — nun immerhin, so halte ihn, wie die Arianer, für das erste Wesen nach Gott, und glaube, daß die Menschennatur, sich selbst überlassen, nun und nimmer zu einer so reinen Verkündigung gekommen seyn würde, als die echt christliche ist. Bleibt dir aber die Doppelnatur eines und desselben Wesens abermals unbegreiflich; so kannst du ja das Geständniß nicht vermeiden: daß du die wahre rein-menschliche Natur in Christo findest, und die finde ich auch.

Ich übergehe alles, was du schon selbst darüber angeführt hast — aber fragen will ich dich, was du der-

bei verlierst, wenn dir die Erhabenheit der menschlichen Natur im wahren, hellen Lichte vor dem geistigen Auge aufgeht? — Eine Natur, für deren Erlösung, selbst nach dem Begriffe theologischer Orthodoxie, Gott seinen eingebornen Sohn hingab, muß unendlich erhaben seyn, oder sie wäre der Erlösung nicht werth. Wenn aber die menschliche Natur durch sich selbst gerettet werden soll, und der Geist Gottes im Menschen sich in höhern und immer höhern Kräften, bis zur moralischen Würde eines Christus emporschwingen kann, und du dann kein freudiges Erbeben in deinen Nerven fühlst, nicht den schönsten hellsten Tag in deinem Geiste anbrechen siehst; so verliere ich den Muth, mit dir weiter ans Ziel zu gehen. Adalbert, wenn du lieber, zum Vorwurf des allmächtigen, liebenden Schöpfers, eine nichtswürdige, unwerthe, zerknirschte, zerdrückte Kreatur seyn willst, die, ich weiß nicht warum? von ihm dennoch so über alles geliebt wird, obgleich sie in Sünden empfangen und geboren ist, durch keine guten Werke zu irgend einem freudigen Aufblick gen Himmel berechtigt wird, sich im Schlamm und Koth des Unrechts und des Lasters bis zum Tode herumwälzen muß, und, ohne Erbarmen, in den ewigen Höllenpfuhl geworfen werden würde, wenn Gott nicht den Rathschluß gefaßt hätte, durch seinen eignen Erzeugten, der die Knechtsgestalt annehmen und sich für uns hingeben mußte, unsere Schulden bezahlen zu lassen, d. h. eine Tilgung auf seine eigne Kosten anzunehmen? — Wenn du diese Begriffe, mit der Schöpfungsidee, mit deinen Vorstellungen von Gott, mit deinen Blicken über die Erde, mit den hohen Wundern so außerordentlicher Verhältnisse, worin du die stets fortschreitende Menschheit die Jahrhunderte durch-

laufen siehst, besser vereinigen kannst, als mit dem freudigen Dankgefühl gegen deinen Urheber dafür: daß du Mensch bist — so halte ich dich für verloren, denn ein Argument von größerm Gewichte giebt es nicht.

Schon früher habe ich dir eine Erlösung von unsern Irrthümern durch Christus, eine Erweckung unserer Vernunft, und, mit ihr, unserer sittlichen Würde höchste Reinigung, dargethan. In dem Begriffe des Sühnopfers, der übrigens bei den ältesten heidnischen Völkern schon im Gange war, legte Christus die schöne Idee der unermeßlichen Liebe dar. Er, von Gott begeistert für Tugend und Wahrheit, erhielt von seinem himmlischen Vater, dem er das Geschenk jeder, in dem Menschen wirkenden, Kraft beilegt, auch den Muth, das eigne Leben für die Verbreitung seiner Lehre, für das Glück seiner Brüder hinzugeben. Seine Auferstehung, seine Himmelfahrt, sein Sitzen zur Rechten Gottes, sein Richteramt über die Lebendigen und die Todten — Gegenstände, die er in Beziehung auf seine Person so oft als gewiß aussprach — warum wolltest du sie als vorsätzliche Täuschungen, warum nicht als höhere Allegorie erklären wollen, da seine hohe moralische Würde die Unterlegung eines unlautern Grundes durchaus nicht gestattet. Dem Volke, das er belehrte, mußte auch die einfachste Wahrheit immer noch durch ein Bild deutlich gemacht werden, wie durch die fortgehenden Gleichnisse in den Evangelien sattsam erhellt. Wenn nun unter seiner Auferstehung, die grade durch seinen Tod bewirkte höhere Belebung seines Wortes; unter seiner Himmelfahrt die Verherrlichung seines Andenkens, wenn er nicht mehr auf Erden wandeln würde; unter seinem Sitzen

zur Rechten Gottes (wo der bildliche Ausdruck so klar herausleuchtet), seine eigne künftige Seligkeit; unter seinem Richteramt über Lebendige und Todte aber die große Wahrheit zu verstehen wäre:

„daß nunmehr, da er den rechten Weg gezeigt, kein sittliches Wesen Entschuldigung seines Irrwandels mehr fordern dürfe."

Sollte dadurch der große Anstoß — wenn man zwischen den reinen Sittenlehren Christi und diesen Wunderlehren zu ängstlichen Vermuthungen schreiten zu müssen glaubt — nicht gehoben werden können, ohne den wirklichen und wahren Gott?

Ist dir, auch abgesehen von allem Unbegreiflichen in dem Versöhnungsbegriff, nicht selbst die schlichte Betrachtung von Bedeutung: daß dieser, im unermeßlichen Weltall schwebende, kleine Punkt, Erde genannt, eine Vermenschlichung Gottes zur Anmaßung macht? Daß die ewigen Sterne nicht bloß da sind, um unsere Nächte zu verherrlichen, sondern gewiß Wesen tragen, mit eben so schönen Anlagen, vielleicht vielfach höhern, wie wir? Sollten sie nicht eben sowohl zu einem Reiche der Sittlichkeit gehören, wie wir? und wären es denn nicht eben sowohl moralisch freie Wesen, wie wir? Wenn diese Sterne nach demselben Gesetz der Bewegung, der Attraktion u. s. w., wie unser Planet, ihre Bahnen beschreiben und ihre Stelle im Universum einnehmen; wenn die Natur des Lichts bei ihnen wie bei uns seine Gesetze ausübt, wenn überhaupt es nur eine Schöpfung und ein Gesetzbuch dafür giebt, und die sittliche Welt in der Milchstraße und im Siebengestirn nicht anders bestehen kann, wie hier auf Erden, also allenthalben die nämlichen Aberrationen sittlich freier Wesen denkbar, ja fast noth-

wendig sind; — ist dann die Erlösung durch Gottes Sohn auf Erden für das ganze Universum geschehen, oder soll seine Hinopferung auf jedem Weltkörper wiederholt werden? Oder sollen die Bewohner jener unendlichen Welten einer solchen Erlösung nicht theilhaftig werden — —? Nimm an, was du willst, du wirst auf Unbegreifliches stoßen.

Du sollst glauben und nicht begreifen! — — O des Köhlerglaubens! — Als wenn das, was uns zu Menschen und freien Geschöpfen macht, die Vernunft, uns nur gegeben wäre, um in Ketten zu gehen, oder höchstens darüber zu brüten, wie wir Hütten bauen, Körbe flechten, Schlachtordnungen aufstellen und Polizeivorschriften abfassen sollen; als wenn nicht die innere Sehnsucht unseres Geistes, über das Ewige, den Sinnen Entrückte, sich zu vertiefen, grade recht bewährte, daß die Vernunft nicht glauben kann, was sie nicht begreift; daß diese, nur von Gott herrührende Naturanlage unsers Geistes: zur Wahrheit durchzudringen, trotz alles Verfehlens und Irrens, sich grade in allen Kirchenspaltungen, wissenschaftlichen Theorien, philosophischen Systemen und religiösen Verfolgungen am meisten bewährt; denn woher wären diese Glaubens- und Meinungskriege dann entstanden? „Glaube, wenn du auch nicht begreifst!" ist der gotteslästerliche Satz, der den Hochverrath an menschlicher Würde zum höchsten Verdienst christlicher Demuth gestempelt, und die, ihrem Ziele entgegeneilende Menschheit, bald mit den glühenden Zangen der Hölle zurückgerissen, bald mit betäubenden Dilemmen gebunden hat.

Ist es dir nicht sehr auffallend gewesen, Adalbert, daß Christus für seine Lehre gar keine Vorschriften zu

einem Kultus gab? Die Taufe bestand längst vor ihm, und das Abendmahl, das er so rührend vor seinem Hingange zu seinem Gedächtnisse einsetzte, ist eine so natürliche, einfache Institution, so erhebend für das Gemüth, so wohlthätig; aber so ausgeartet, daß sich die ursprüngliche Bedeutung, besonders in deiner und meiner Kirche, davon verloren hat. Sein Andenken zur Ermuthigung im Guten, zur Nächstenliebe, sollte dadurch immerwährend geweckt, keineswegs die Lehre von der wahren und realen Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu, unter den Gestalten des Brodes und Weines, begründet werden, und mehr, wie 1200 Jahre mußten vergehen, ehe durch Innocenz den 3ten die Transsubstantiationslehre förmlich als Kirchenglaube geboten wurde *).

Es ist nothwendig, der Masse ein Ritual zu geben; erhabene Symbole werden auch dem gebildeten Menschen, zur Aufrichtung seines Gemüthes, erforderlich bleiben, aber der größeste Theil der itzt bestehenden, ist von den heidnischen Völkern, die nach völliger Auflösung der Juden, in der Mehrzahl zum Christenthum übertraten, entlehnt. Hölle, Fegfeuer, Satan, jüngstes Gericht, sind lauter Vorstellungen einer vorchristlichen Zeit. Die Engel, mit den Genien der Alten, die Heiligen, mit den griechischen Halbgöttern verglichen, würden dich schwerlich einen Punkt finden lassen, wesentliche Verschiedenheiten zu entdecken. Gelübde, Versöhnungsopfer, Fasten, Reinigungen, Weihe machen den Inbegriff so vieler Religionen aus, die, historisch genommen, dem Christenthum nicht be-

---

*) Im J. 1215 auf der vierten großen lateranischen Synode. Anmerk. des Herausg.

gegnen, und das Meßopfer in deiner Kirche zeigt nur zu deutlich, wie tief die Vermenschlichung Gottes in unserer Natur Wurzel gefaßt hat, daß man ihm, ohne Spenden und Gaben, nicht wohlgefällig werden könne.

Ein großer Theil dieser Gegenstände des Kultus ist nicht allein unschuldig, sondern sogar für den Menschen, der nur innerhalb der Grenzen seiner eignen Natur Gott erkennen, und sich Vorstellungen von ihm machen kann, nothwendig; aber du enthebst mich gewiß des weitern Nachweises, welche schädliche Verirrungen dabei eingeschlichen sind, und welche Mißgriffe die gesunde Vernunft empören müssen. Eine gänzliche Musterung, Reinigung und Veredlung des Kultus, würde für eine wahrhaft christliche Gottesverehrung von unaussprechlichem Nutzen seyn, indem dadurch eine würdigere Vorstellung des allerhöchsten Wesens bei dem größeren Theile des ungebildeten Volkes unstreitig erleichtert werden müßte.

So viel indessen bleibt gewiß, daß Christus selbst nicht die äußern, am wenigsten die prunkvollen Gebräuche bei der Gottesverehrung liebte, und ich rufe, zur Bestätigung dessen, dir nur seine Aeußerung zurück:

„Wenn du aber betest, so gehe in deine Kammer, und schließe die Thür hinter dir zu.“

Dessen ungeachtet war es von den ersten Vorstehern und Gesetzgebern der Kirche als Weisheit zu rühmen — bei den Aposteln finden wir noch keine Begründung des Rituals — Symbole aufzustellen, einen Kultus anzuordnen, und, bei der, so außerordentlich zunehmenden, Menge christlicher Anhänger die einfachen, beschränkten Versammlungsorte, sobald es die

freie Religionsübung erlaubte, mit schönen und großen Kirchen umzutauschen, denn das anfänglich bloße Familienband der christlichen Gemeinden nahm nach und nach einen Nationalcharakter an, und es war naturgemäß, wenn nun auch der öffentliche Kultus, besonders seit dem vierten Jahrhunderte, eine äußerlich erhabnere Form sich aneignete. Nur hätte man wachen sollen, daß Alles und Jedes, was sich wider den Geist des, durch seine Einfachheit so ausgezeichneten Glaubens dabei hineinschleichen wollte, wie, zum Beispiel, Aufsehen bezweckender, leicht ausartender Prozessionenprunk, im Entstehen unterdrückt worden wäre.

Welch ein Wunder aber war's denn auch, daß das reine Christenthum schon so früh mit fremdartigen Bestandtheilen vermischt wurde? — Christus selbst hat nur mündliche Lehre ertheilt. Wir sehen nirgend Spuren einer besonders hervorleuchtenden unmittelbaren Fügung der Vorsehung zur Erhaltung und Verbreitung der christlichen Kirche. Im Gegentheil mag nicht leicht ein Beispiel so großer Gefahr, für den zartesten Keim einer neuen Lehre, geschichtlich aufzufinden seyn, als die christliche in der Geburt zu ersticken drohte. Der innere Werth dieses erhabenen Glaubens für Geist und Herz, die Treue und Standhaftigkeit seiner Anhänger, und die gänzliche Unzulänglichkeit des altgriechisch-römischen Mythos für die, an Begriffen reicher gewordene, Welt waren es allein, die das Christenthum, in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, in dem großen römischen Kaiserthume zur herrschenden Religion beriefen. Aber grade dieser äußere Triumpf der Kirche, zerriß die innere Folgerechtheit und Einigkeit ihrer Dogmen; die großen Spaltungen

wurden immer zerrüttender, und bewirkten gegen sehr geringfügige Entschädigung im, größtentheils noch, barbarischen Europa, schon mit Ablauf des siebenten Jahrhunderts den Beginn des völligen Abfalls hochkultivirter Reiche im Osten und Süden der Erde, die itzt dem Islam anhingen, welcher, bis auf diese Stunde, dort sein Uebergewicht behauptet hat, und überhaupt bei seiner ersten Erscheinung vom Schicksal äußerlich ungleich mehr begünstigt wurde, wie das Christenthum.

Und wer wirft sich nicht selbst die Frage auf: warum eine unmittelbare Lehre vom Himmel kein anderes Loos hatte, als jede geistige Erscheinung, jede Lehre und Erfindung, jedes philosophische System in der historischen Entwickelung der Zeit fand? Warum eine Offenbarung Gottes durch seinen Sohn, in einigen Jahrhunderten durch den Wust phantastischer und unvernünftiger Satzungen so verdeckt und unkenntlich gemacht werden mußte, daß die Größe der Einsicht, des Verstandes und der Charakterfestigkeit außerordentlicher Männer dazu erforderlich wurde, die echten Elemente der Christus-Religion aus dem Schlamme der Irrlehre zu retten, und der, in immer tiefere Unwissenheit zurücksinkenden Menschheit wieder zu geben? — Warum — mit einem Worte — steht das Werk der Erlösung nicht geschichtlich über allen Zweifel erhaben, sondern muß sich bloß dem Glauben überlassen? Die Thatsachen, welche einem, rücksichtlich seiner Mystik, so schweren Glauben zum Grunde liegen, müssen wenigstens klar, wie der Tag, vor der Ueberzeugung unserer sich sträubenden Denkgesetze stehen. — Dies ist aber nicht der Fall. Selbst die Apostel, die un-

mittelbaren Träger des Glaubens, faßten manche Worte Christi verschieden auf — zu welchen ungeheuren Mißverständnissen mußten in der Folge die ursprünglich kleinsten Abweichungen anwachsen? — So gewiß es ist, daß Jesus zuerst hauptsächlich die Ansichten der Juden läutern, demnächst aber die Wohlthat der von ihm vorgetragenen Wahrheiten auch allgemein über die Menschheit verbreiten wollte; eben so gewiß sehen wir die ersten Christengemeinden in Christus ihren verheißenen Judenmessias erblicken, sich selbst für veredelte Juden halten, und der Beschneidung anhangen; ja es bedurfte des ganzen Einflusses Petrus und Paulus, um diesen, aus dem alten Nationalstolz emporwuchernden Irrthum auszurotten *).

In welchem Wahne waren nicht die Apostel selbst befangen, die stündlich die Wiederkunft Christi und den Beginn seines Weltrichteramtes, so wie die Gründung seines neuen Reiches erwarteten **)? Da dieser Tag des Gerichts auf Erden nach achtzehnhundert Jahren noch nicht erschienen ist, so hat man freilich angefangen, den ursprünglich ganz eigentlich genommenen Sinn dieser Verheißung anders zu deuten.

Wie früh entstanden nicht schon kleine Zwistigkeiten zwischen den ersten und frühsten Verkündigern der neuen Lehre? Schon Paulus trennt sich von Barnabas ***). Ja, Petrus, der die Geistestiefe

---

*) Apostelgesch. Kap. 15.

**) 1 Thessal. 5, 1—6. 1 Petr. 1, 13. Kap. 4, 7. 2 Petr. 3, 3. seqq. Jak. 5, 8.

***) Apostelgesch. 15, 36—39.

Paulus nicht erreichte, warnt sogar vor Mißverständnissen, welche die, schwer zu verstehenden Briefe des Letztern veranlassen könnten *), und dieser selbst erklärt seine Vorträge nur faßlich für Gereiftere **).

Laß mich dir endlich noch die so natürliche Frage vorlegen: Hältst du es nach den ausgemachten Wahrheiten heutiger Erkenntniß in den Wissenschaften für möglich, daß alle die Naturerscheinungen zutreffen, die Christus beim letzten Gericht voraussagt ***)? Die Sonne soll verdunkelt werden, der Mond keinen Schein mehr geben; die Sterne werden vom Himmel herunterfallen, er selbst wird auf den Wolken in seiner Herrlichkeit erscheinen. — — Wo ist oben oder unten im Weltraum? Siehst du darin, so wie in dem Fallen der Sterne auf die Erde, nicht die volle Kindheit der Sternkunde bei den Juden, die von der Größe der Himmelskörper, und von der Gestalt der Erde keinen richtigen Begriff hatten?

Auch hier bewährt sich, was ich früherhin sagte, daß die Erweiterung der Wissenschaft nothwendig auch die Religionsansichten läutern müsse. — Kopernikus mußte ja die Herausgabe seines, itzt nur als einzig wahr anerkannten, Systems bis kurz vor seinen Tod verschieben, bloß aus dem Grunde, weil im alten Testament die paar Worte Josua: „Sonne stehe still!“ die wissenschaftliche Wahrheit: daß die Erde ihren Kreislauf um die Sonne, nicht diese ihre Bahn um die, millionenmal kleinere Erde beschreibe — zur Ketzerei machte. Der, itzt in dem Elemen-

*) 2 Petr. 3, 15. 16.

**) 1 Korinth. 2, 6. 7.

***) Matth. 24, 29. Mark. 14, 24. 25. Luk. 21, 27.

tarunterrichte schon vorgetragene, Lehrsatz von den Antipoden, erbitterte den Papst Zacharias so sehr, daß er den Bischof von Salzburg, Virgil, im achten Jahrhunderte des Priesterthums entsetzte. Soll ich dir das Schicksal des wissenschaftlichen Märtirers Galiläi und so vieler Anderer noch erst ins Gedächtniß zurückrufen?

Nur die, von theologischen Zeloten stets verschriene, Vernunft kann vor solchen Fehlschritten schützen, und wenn nur die Stimme dieser Vernunft gehört worden wäre, so hätte man bei Entdeckung der neuen Welt schwerlich jemals im Ernste die schändliche Frage zur Erörterung bringen können: ob denn die Indianer auch wirklich als Menschen betrachtet werden müßten *)? so hätte kein christliches Tribunal jemals den verübten Todschlag erst nach Ausmittelung der Farbe des Erschlagenen für einen Menschenmord erachten dürfen, was noch vor nicht langer Zeit sogar in Südkarolina erst, als Schmach der Gesetzgebung, erkannt und aufgehoben wurde; dann wären die christlichen Reiche darüber früher zur Besinnung gekommen, daß ihr Sklavenhandel durch tausend und tausend Kerzen, Altäre und Meßopfer nicht wieder gut gemacht werden kann, und ein solches Christenthum den Heiden sehr verächtlich werden mußte, wo die Heiligkeit der Eide nach dem Maßstab weltlichen Vortheils gedeutelt, der Schwur gebrochen werden durfte, und begangene oder zukünftige Sünden einen Zolltarif erhielten, der sie für

*) Robertsons Geschichte von Amerika. Bd. 1. Buch 3.

Einlösung des Ablaßzettels als gestempelte Waare durch die Welt passiren ließ *).

Nimmst du nun alles zusammen, was sich, sowohl geschichtlich als philosophisch erwogen, über die Erscheinung Christi, unserm Nachdenken darbietet; so wirst du vielleicht wegen folgender Sätze mit mir einig werden:

Nicht sowohl in der historischen Erscheinung des Erlösers, also nicht sowohl in dem, was in seiner Person, und mit seiner Person sich zutrug, als in den von ihm vorgetragenen Lehren, liegt das Heil der Menschheit.

Es darf, so wünschenswerth es auch in geschichtlicher Hinsicht immer bleibt, in sittlicher Beziehung nicht bedauert werden, daß das Leben des Heilandes keinen ausführlichern Biographen, als die Evangelisten, gefunden hat, da das, was wir hinter dem Schleier ahnen, und, soweit er gehoben ist, wahrnehmen können, völlig zureicht, in dem Wandel Christi die schönste Bestätigung seiner Lehre zu finden.

---

*) In der, für die Christenheit so schmählichen Niederlage bei Warna 1444 rief Amurath der 2te mit, zum Himmel emporgehobenen Händen, den Gott der Wahrheit um Sieg an und forderte den Propheten der Christen, Jesus, als Rächer der Verspottung seines Namens und seiner Religion auf. Auf einem Spieße wurde der Inhalt der Urkunde, die der hungarische König Ladislaus in dem Frieden von Szegedin eidlich bestärkt hatte, den erbitterten Türken vorgetragen. Der, von Papst Eugenius dem 4ten des Schwurs entbundene christliche Held befand sich — ein Opfer hierarchischer Verführung — unter den Todten. Anmerk. des Herausgebers.

In der christlichen Religion kann nur der ethische Theil die Menschheit befriedigen, weil in ihm die höchsten Grundsätze der Sittlichkeit ausgesprochen und so faßlich und einfach gelehrt sind, daß der vollkommen gereifte Geist, so wie der noch unentwickelte Verstand in ihnen Glück und Beruhigung finden müssen.

In der christlichen Religion sind die allgemeinen Glaubenssätze, deren die Menschheit bedarf: Unsterblichkeit und Vorsehung, als abgeleitete Begriffe von der Ueberzeugung des Daseyns eines einigen und liebenden Gottes, der feste Grund, worauf unser praktisches Leben auf Erden Wurzel schlagen soll.

Der mystisch dogmatische Theil ist theils in den Thatsachen nicht begründet, durch die er seine Autorität darthun will, größtentheils aber nicht ursprünglich christlich, sondern aus fremden Mythologieen und Religionssystemen entlehnt, endlich auch der Vernunft widersprechend, und daher, von Urbeginn an, Evidenz in ihm unmöglich gewesen.

Christlich kann daher nur das seyn, was bloß oder vorzüglich der Christuslehre eigenthümlich ist — dies sind die allgemeinen Glaubens- und Sittlichkeitslehren. Alle Wundermystik der Kirchendogmen ist nicht aus ihr hervorgegangen, sondern in dem Mythos anderer Völker schon aufzufinden, folglich Beiwerk, das zerfallen kann, ja sogar zerfallen muß, um die Reinheit des Christenthums wieder herzustellen.

Da es nun an allem Beweise einer unmittelbaren Menschwerdung Gottes in Christo fehlt, ein solcher Beweis, für die Vernunft auch nicht mög-

lich ist; so wurde von Anfang an, das erste Postulat der Kirche, Unbegreifliches zu glauben, höchster Widerspruch; und da ferner die Zwangsvorschrift zu einem Glauben, gottlos wird, weil der beste Wille höchstens ein Bekenntniß mit den Lippen, nie aber diejenige Empfindung in uns erzwingen kann, welche die Stelle logischer Ueberzeugung vertritt; und die wir im edlern Sinne Glauben nennen; so folgt von selbst, daß der Glaube an sich weder die Seligkeit erwerben noch verscherzen kann. In uns wohnt aber eine Kraft, nicht in mathematischen, sondern viel erhabnern und tiefern Schlüssen Wahrheiten zu entwickeln, deren Ueberzeugung uns für hier und immer beseligen und den Frieden des Himmels geben kann — die Vernunft.

Die Vernunft ist die Stimme der Offenbarung im Menschen. Tausend Anregungen, Verknüpfungen, Verhältnisse bestimmen die Vernunft in unserm Geschlechte zu immer höherer Entwickelung, nach dem Rathschlusse Gottes, der den Gang der Menschheit zu seinem Ziele leitet.

Die Veredlung der Menschheit geht ewig fort; aber das Gesetz, wonach sie geschehen soll, muß erkennbar seyn. Diese Offenbarung ist uns durch Christus geworden. Das Sittlichkeitsgesetz, einfach und begreiflich — denn wie könnte der Mensch sich sonst sittlich veredeln — ward in geläuterter, verklärter Gestalt in seiner, für das Sittliche vollendeten, Menschennatur erkannt, und der Erde für alle Völker und Zeiten aufgestellt.

Hier, mein theurer Adalbert, habe ich dir unumwunden mein Bekenntniß niedergelegt — es ist

nichts, gar nichts in meinem Herzen zurückgeblieben, und ich darf sagen, die Aufgabe der Freundschaft: Sich ganz hinzugeben, ist von mir gelöst. Willst du nur dem glauben, was mehr ist, wie du selbst — so wirst du nicht irren, wenn du an die Menschheit glaubst, die mehr ist, wie du einzelner Mensch seyn kannst. Wie die Schönheit als Ideal im Einzelwesen nirgend anzutreffen ist, so umfaßt auch der einzelne Menschengeist nicht alles Erkennbare mit gleicher Kraft, denn dein Nachbar wird mit einer algebraischen Aufgabe spielen, womit du dich vergeblich abmattest und du wirst geschichtliche Verbindungen hinstellen, die er nie geahnet hat, noch weniger zu schaffen im Stande gewesen wäre. Das Göttliche in Christus ist seine über alle Sterbliche hervorragende sittliche Größe. Alles in seinem Leben bezog sich auf diesen einzigen Punkt. Sinnengenuß und Wissenschaft, alles blieb ihm gleichgültig; sein irdisches Daseyn galt ihm nichts, bei dem, in dem Innersten seines Gemüths herrschenden Gefühle: er werde ewig und unvergänglich in Gott wirken und schaffen, er werde ihn schauen, das heißt, immer mehr erkennen; er sei dazu in die Welt gekommen, das Licht, das in ihm angezündet worden, über die Erde zu verbreiten; die Liebe, die in seiner Brust wohne, zum allgemeinen herrlichen Gesetze der Schöpfung zu erheben, und für das Wohl und die Seligkeit seiner Brüder zu sterben.

Hier, Adalbert, hier ist der Gott in Christus, hier betet ihn auch die so gemißhandelte Vernunft an, die jeden ihrer Aussprüche selbst in der heiligen Schrift belegt findet. Prüfe auf diese Behauptung hin, die Briefe der Apostel einmal — ich habe fast

keinen Satz ausgesprochen, der sich nicht durch irgend eine Schriftstelle belegen ließe. Selbst die progressive Ausbildung der Menschheit ahnet der tiefsinnige Paulus *), ja, die fortschreitende Entwickelung der Natur, die fortgesetzte Schöpfung wurde von ihm wohl bemerkt. Lies mit wahrer Andacht das achte Kapitel seines Briefes an die Römer, und du wirst eine Quelle der Weisheit entdecken. Unaussprechlichen Eindruck haben die Worte auf mich gemacht

V. 18. „Ich halte nämlich dafür, daß die Leiden dieser Zeit gar nicht zu vergleichen sind mit der Herrlichkeit, die künftig an uns offenbar werden wird."

V. 19. „Denn diesem Offenbarungszustande an den Kindern Gottes harret die Schöpfung sehnsuchtsvoll entgegen."

V. 20. „Sie ist einem unvollkommenen Zustande unterworfen (nicht aus eigner Wahl, sondern durch den, der sie demselben unterwarf), mit der Hoffnung,"

V. 21. „daß auch selbst die Schöpfung von dieser elenden Sklaverei werde erlöst werden zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes."

V. 22. „Wir wissen nämlich, daß bis jetzt noch die ganze Schöpfung schmachtet, und wie in Geburtsschmerzen sich sehnt."

Doch diese Ansichten sind es nicht, die uns hier beschäftigen. Laß uns übergehen zu den herrlichen Ueberzeugungen dieses wahrhaft Heiligen über die wesentlichsten Gegenstände der innern sittlichen Welt.

---

*) 1 Korinth. 15, 46. 47.

Vor allem erklärt die Schrift die Gewissen für frei. Jede Knechtschaft über die Geister wird aus der Christuslehre verbannt. Ohne dich auf den bekannten biblischen Spruch zu verweisen: Prüfet alles, und das Beste behaltet!" rufe ich dir Paulus noch herrlichere Worte zu:

„Alles, was nicht aus Ueberzeugung geschieht, ist Sünde *), und die wahrhaft christliche Erinnerung:

„Es wird jeder von uns für sich selbst Gott Rechenschaft geben **)."

Dann sagt er ferner:

„Bildet euch um, durch Erneuerung eures Sinnes, so daß ihr prüfet, was Gottes Wille, was gut, was wohlgefällig und vollkommen sei ***)."

Gleich hinter diesen auserwählten Schriftstellen verweise ich dich auf die herrlichen Aussprüche der Apostel über unser höchstes Gut, die menschliche Freiheit:

„Denn der Herr ist Geist, und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit."

„Wir alle aber schauen deutlich, mit unverhülltem Angesichte die Herrlichkeit des Herrn, und werden nach demselben Ebenbilde veredelt, immer herrlicher und herrlicher, eben durch den Herrn des Geistes †)."

Und dann:

„Wer das vollkommene Gesetz der Freiheit durchschaut, und dabei beharret, der ist nicht ein

---

*) 1 Korinth. 14, 23.

**) Das. V. 12.

***) Das. Kap. 12, 2.

†) 2 Korinth. 3, 17. 18.

vergeßlicher Hörer, sondern ein thätiger Befolger (der Lehre) dieser wird durch seine Befolgung selig *).“

Ist von diesen göttlichen Worten der Geist auf die Statthalter Christi übergegangen, Adalbert? Gab es für die Ketzergerichte und Inquisitionstribunäle kein neues Testament, wo sie Paulus bescheidene Worte an die Korinther finden konnten?

„Ich rufe aber Gott zum Zeugen: daß ich aus Schonung gegen euch noch nicht nach Korinth kam; nicht, als ob wir die Herrschaft über euren Glauben uns anmaßen wollten, sondern Mitbeförderer eurer Freude wollen wir seyn **)“.

Religion ist ganz etwas anderes und höheres, als wozu manche Kirchenväter, Decretalen und Bullen sie gemacht haben.

„Eine reine, unbefleckte Religion vor Gott dem Vater ist diese, sich der Wittwen und Waisen in ihrer Bedrängniß annehmen, und sich selber unbefleckt vor der Welt erhalten ***).“

sagt der Apostel Jakobus so schlicht als wahr, und diese Religion ist die Religion der Liebe, die der fanatische Sektenhaß nicht kennt.

„Wer seinen Nächsten liebt, thut ihm nichts Böses. Die Liebe ist also des Gesetzes Erfüllung †).“

In diesem Sinne wandelte Paulus in den Fußsta-

*) Jak. 1, 25.

**) 2 Korinth. 1, 23.

***). Jak. 1, 27.

†) Röm. 13, 10.

pfen seines erhabenen Meisters, und mich begeistern des hohen Dulders Himmelsworte:

„Wenn ich die Sprachen der Menschen und der Engel redete, hätte aber die Liebe nicht; so wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle.“

„Und wenn ich weissagen könnte, alle Geheimnisse wüßte, alle Kenntnisse besäße, und den stärksten Glauben hätte, so, daß ich Berge versetzte; es fehlte mir aber an Liebe, so wäre ich nichts.“

„Die Liebe ist langmüthig, ist milde; die Liebe beneidet nicht, sie ist nicht unbescheiden, sie ist nicht eigensüchtig, sie läßt sich nicht erbittern, sie denkt nichts Arges.“

„Sie hat nicht Freude an dem Unrecht, aber Freude an der Wahrheit; sie trägt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.“

„Die Liebe hört nimmer auf; wenn auch Weissagungsgaben wegfallen, die Sprachgaben aufhören, und es mit jener höhern Erkenntniß ein Ende nimmt.“

„Hienieden einmal bleiben, Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei — aber die größte unter diesen ist die Liebe.“

Dies ist Christenthum, Adalbert! Muß der Lehrer einer solchen Religion ein Gott seyn, damit man nur daran glaube, und hat der verbreitete Glaube, daß er ein Gott sei, die Welt vor entstellender Auslegung dieser entzückenden Wahrheiten gerettet? O grade darum, daß den einfachsten Lehren übernatürliche Verhältnisse aufgebürdet wurden, mußten sie durch achtzehn lange Jahrhunderte, statt das Herz zu beseligen, bloß dazu dienen, die Phantasie zu verwirren, damit der Glaube des Einen die

Liebe des andern ertödte und die Hoffnung verzagend und verzweifelnd durch die Spalten des Grabes in eine ewige Verdammniß schaue, und doch sagt der Apostel, daß alle, alle gerettet werden und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen sollen *). Scheint gleich das Unglück das Daseyn eines strengen zürnenden Gottes menschlicher Kurzsichtigkeit anzudeuten; so sagt uns ja tröstend die Schrift:

„Ja, wir wissen, daß denen, die Gott lieben, Alles zum Besten dient **).“

Und was kann überzeugender für den Uebergang oder vielmehr Zurückgang des Unsittlichen zum Sittlichen zeugen, als die Lehre der Schrift:

„Der Geist hilft unserer Schwachheit auf; denn wir wissen nicht, was und wie wir beten sollen, da spricht dieser Geist für uns durch unaussprechliche Seufzer.“

„Und er, der die Herzen durchblickt, versteht das Verlangen des Geistes ***).“

Und dann:

„Nun frage ich: Hatten sie denn so angestoßen, daß sie fielen (die Israeliten)? Keinesweges, sondern ihr Fall sollte den Heiden zum Heil, und ihnen zur Nacheiferung dienen.“

„War nun ihr Fall ein Glück für die Welt, und ihre Zerrüttung ein Gewinn für die Heiden; was wird es noch mehr seyn, wenn sie erst Alle sind, was sie seyn sollen.“

---

*) 1 Timoth. 2, 4.

**) Röm. 8, 28.

***) Röm. 8, 26. 27.

†) Röm. 11, 11. 12.

Daß grade der Schmerz und das Unglück die moralische Kraft entwickele, entging dem Seherauge des erhabenen Paulus und seinem tiefen Blicke in die menschliche Natur nicht.

„Ja, noch mehr," ruft er aus, „auch der Leiden rühmen wir uns, weil wir wissen: Leiden wirken Geduld; Geduld schafft Bewährung; Bewährung giebt Hoffnung; die Hoffnung aber täuschet nicht, denn ergossen hat sich Gottes Liebe in unsere Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist *)."

Dieses Glauben und Hoffen bewährt die Seele des wahrhaft Gottesfürchtigen. Wenn unser sittliches Verdienst nicht untergehen soll, sagte ich dir schon früher, ist dieser bloß dämmernde Blick in die Ewigkeit nöthig, damit wir, ohne alle Rücksicht auf ein Jenseits, dem Gesetze des Guten, sein selbst willen, anhangen. Darum sagt auch Paulus **):

„Denn in Hoffnung sind wir selig; sähen wir schon, was wir hoffen, so fände keine Hoffnung mehr Statt. Wer hofft noch, was er schon siehet."

„Da wir aber hoffen, was wir noch nicht sehen, so wollen wir es mit standhafter Geduld erwarten."

Und an einer andern Stelle ***):

„Itzt sehen wir noch dunkel, wie durch einen Spiegel räthselhaft; einst aber von Angesicht zu Angesicht. Itzt noch ist mein Erkennen unvollkommen; dann aber werde ich erkennen, so wie ich auch erkannt werde."

*) Röm. 5, 3. 4.

**) Röm. 8, 24. 25.

***) 1 Korinth. 13, 12.

Alles, was ich dir in den frühern Briefen entwikkelte, mein theurer Adalbert, hat gewissermaßen diese Schriftstellen zum Grundtext, nicht grade, weil diese mir damals vor Augen standen, habe ich sie hier angeführt, sondern um dir zu bewähren, daß jeder Ausspruch der reinen, geläuterten Vernunft seinen Beleg im neuen Testamente findet. Und wenn ich dir zurief, freudig den Blick zu Gott empor zu richten, der, ein Gott der Liebe, dich mit deinem, von Sehnsucht zu ihm erfüllten Herzen, deiner Glaubensansichten wegen, nicht verstoßen wird, so glaube dem Jünger der Liebe Johannes mehr, wie mir. Er ruft ja auch dir die Worte zu *):

„Ja, wir haben gläubig erkannt die Liebe, die Gott zu uns hat. Gott ist die Liebe, wer in der Liebe bleibt, der bleibt mit Gott, und Gott mit ihm vereint."

„Furcht ist nicht in der Liebe, sondern vollkommene Liebe verdrängt die Furcht. Denn die Furcht hat etwas Peinliches; wer sich also noch fürchtet, dessen Liebe ist noch nicht vollkommen."

Adalbert, ich kann es nicht genug wiederholen; wer das Gesetz der Liebe erfaßt hat, der ist im Wesentlichen ein Christ, welchen kirchlichen Ritus er auch beobachten, welche Ansichten er auch von der Natur der Person des Erlösers haben mag. Wer das Gebot der Liebe zu Gott und seinem Nächsten befolgt, der glaubt auch an einen allmächtigen Vater der Geschöpfe, an eine Vorsehung und an ein ewiges Leben und sein höherer Geist steht über jeder Satzung, die der verfolgende Fanatismus mit Schwert und

*) 1 Joh. 4, 16. 18.

Flamme ihm anzwingen will. Dem kirchlichen Despotismus mag er die Worte des Liebesjüngers entgegenrufen *):

„Wer da sagt: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder (d. h. seinen Mitmenschen), der ist ein Lügner; denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht."

Nur Liebe ist Christenthum — alle Glaubenskriege sind geschichtliche Beweise von einer nichtswürdigen Verdrehung der heiligen Schrift, bekunden den höchsten Mißverstand einer Religion, deren äußerer Kultus, deren Priesterbesoldung die Kräfte der Völker verschlang, um mit dem Symbol des Gekreuzigten, und unter dem Panier des Glaubens alle Gräuel des Heidenthums, durch Weihwasser und Segensformeln, zu Gott wohlgefälligen Opfern zu erheben. Es half die Warnung der Apostel nichts, nach den Lehren ihres Meisters, alle Unwesentlichkeiten als gleichgültig bei der Gottesverehrung zu betrachten; diese Nebendinge wurden dennoch Hauptsachen:

„Den Schwachen im Glauben nehmt auf, ohne Zank über Meinungen."

„Einer hält den einen Tag für heiliger, als den andern; ein Anderer hält alle Tage gleich. Ein jeder halte sich an seine Ueberzeugung **)."

Diese Lehre gab Paulus der römischen Gemeine, und zu der korinthischen sprach er noch kräftiger ***):

---

*) 1 Joh. 4, 20.

**) Röm. 14, 1. 4.

***) 1 Korinth. 4, 20.

„Denn in Gottes Reiche kommt es nicht auf Worte, sondern auf wirksame Thätigkeit an.“ Doch die vortrefflichsten Stellen findest du im zweiten Kapitel des Apostel Jakobus über die Nichtigkeit des bloßen Glaubensstolzes. Ich hebe dir nur die bedeutendsten Sprüche heraus.

V. 14. „Was kann es nützen, meine Brüder, wenn Jemand sagt, er habe den Glauben, aber die Werke nicht hat? Kann ihn wohl der Glaube selig machen?“

V. 17. „Der Glaube, wenn er keine Werke hat, ist an und für sich todt.“

V. 18. „Ja, es könnte Jemand sagen: Du hast Glauben, ich aber habe Werke; gieb mir ohne deine Werke Beweise von deinem Glauben; ich will dir aber aus meinen Werken meinen Glauben beweisen.“

V. 19. „Du glaubst, daß nur Ein Gott sei. Gut! aber auch die Teufel glauben das und zittern.“

Kann etwas einfacher seyn und eindringlicher gemacht werden? Auch sagt der weise Apostel hinterher gleich selbst:

V. 20. „Willst du begreifen, thörichter Mensch! daß der Glaube ohne Werke todt sei?“

V. 24. „Seht ihr nicht, daß der Mensch durch die Werke gerecht werde, und nicht durch den Glauben allein?“

Und er endet mit dem Ausspruch: daß die Werke die Seele des Glaubens sind, und dieser durch jene erst zum Leben gelange. V. 26.

Entweder muß Jakobus für einen falschen Apostel erklärt werden, oder der Satz, daß wir durch

kein Verdienst, durch keine Tugend gerecht und selig werden können, ist ein Trugsatz, der, im Widerspruch mit der heiligen Schrift, die menschliche Natur zu entwürdigen strebt, und nur darum aufgestellt wurde, um die Knechtschaft der Seele und des Geistes zu erzwingen. Denn welche moralische Größe kann dich dann noch, als selbstständig und als ein Geschöpf sittlicher Freiheit, dem Zwangsgesetz der Hierarchie entziehen?

Es ist unglaublich, wie weit die Anmaßung derselben gegangen ist, und es gehörte nichts Gewaltthätigers dazu, als den Laien das Lesen der heiligen Schrift zu untersagen, damit der Quell der höchsten religiösen Wahrheiten versiege und die gegängelte Menschheit die Binde nicht von den Augen reiße, und es hell und licht um sie werde.

In einer erstorbenen, dem Volke unverständlichen Sprache müssen die Ausübungen des Gottesdienstes geschehen, damit es gedankenlos bleibe, und im Anstaunen des liturgischen Prunks, statt Wahrheiten zu hören, nur Bilder in sich aufnehme, die, täglich aufgefrischt, sich in ihrem Farbenglanze nicht ewig erhalten können und Spott oder Aberglauben gebären, und doch hatte Paulus so ernstlich davor gewarnt.

„Was aber, Brüder! würde es euch wohl nützen, wenn ich zu euch käme, und in fremden Sprachen redete, ohne euch vorzutragen, entweder eine Offenbarung, oder eine höhere Kenntniß, oder eine Weissagung, oder Belehrungen.“

„Schon bei leblosen Dingen, die einen Laut von sich geben, bei einer Flöte oder Zither ist es so; wenn die Töne nicht bestimmt angegeben werden,

wie kann man wissen, was geblasen oder gespielt wird?"

„Eben so auch ihr, wenn ihr durch die Sprache nicht verständliche Reden haltet, wie wird man verstehen, was ihr sprechet? In den Wind werdet ihr reden."

„Wenn ich die Bedeutung der Worte nicht verstehe, so bin ich dem, der redet, ein Fremdling, und der Redende ist mir ein Fremdling."

„Wenn du im Geiste einen Segen sprichst, wie kann der, welcher deiner Sprache nicht kundig ist, zu deinem Segensspruch das Amen sprechen? Er versteht ja nicht, was du sagst."

„Dein Segensgebet mag schön seyn, aber der Andere hat keine Erbauung davon."

„Ich will doch lieber vor der Gemeinde fünf Worte sagen, die verständlich, und für Andere belehrend sind, als zehntausend in einer fremden Sprache."

Und den Unsinn recht tief fühlend, ruft Paulus zum Schluß aus:

„Brüder! seyd nicht Kinder am Verstande! In Hinsicht des Bösen bleibet Kinder; aber an Einsicht sucht vollkommner zu werden *).

Ist es begreiflich, wie das Streben, die Nationalsprache beim Gottesdienste einzuführen, zur Todsünde erachtet werden konnte, wenn in dem Verbot, dieser Anforderung der Vernunft, und der Vorschrift des Apostels Genüge zu thun, nicht ein unchristlicher Zweck verborgen lag?

---

*) 1 Korinth. 14, 6. 7. 9. 11. 16. 16. 17. 19.

Wozu führte die Kirche andere Fasten ein, als die freiwilligen und diejenigen, welche vor Völlerei bewahren, wenn das Gemüth sich zu Gott erheben soll. Wozu die kindischen Bestimmungen, die keinen andern Erfolg haben, als daß, vor dem Beginn, der blinde Haufe, durch viehische Gefräßigkeit und durch die wildesten Orgien den lieben Gott für die auferlegte Enthaltsamkeit noch einmal recht tüchtig zu berücken strebt. Es wird in dieser geschlossenen Zeit nicht erlaubt, an gewissen Tagen ein Concert zu geben, oder ein gutes Drama zu besuchen, aber schamlose Bachanalien werden in den Straßen gefeiert, und zu der nämlichen Stunde, wo ein verlobtes Paar die priesterliche Einsegnung nicht verlangen darf, werden der **Venus vulgivaga** an und in den Hallen der Tempel und Gotteshäuser empörende Opfer gebracht, und der Bann trifft diejenigen nicht, welche inmitten der christlichen Welt den Baal anbeten.

Ich schweige von dem Unsinn der Kasteiungen, und rufe dir bloß die Worte des Apostels darüber zu, worin er die verketzerte Vernunft so hoch in Ehren hält *).

„Der Eine glaubt Alles essen zu dürfen; ein Anderer S c h w ä c h e r e r erlaubt sich nur Gemüse."

„Wer isset, verachte den nicht, welcher nicht isset; und wer nicht isset, der verurtheile den nicht, welcher isset; denn Gott hat ihn ja aufgenommen."

Und dann an den Timotheus **):

„Bestimmt aber sagt der Geist, daß in den letz-

*) Röm. 14, 2. 3.

**) 1 Timoth. 4, 1 bis 4, 6 bis 8.

ten Zeiten Einige vom Glauben abfallen werden, achtend auf Irrgeister und Teufelslehren;"

„die mit Scheinheiligkeit Lügen verbreiten, gebrandmarkt am eignen Gewissen;"

„die verbieten zu heirathen, und gewisse Speisen zu genießen, welche Gott geschaffen, daß sie dankbar genossen werden, von den Gläubigen und von denen, welche die Wahrheit erkannt."

„Denn alles von Gott Geschaffene ist gut, und nichts verwerflich, was dankbar genossen wird."

„Denn es wird geheiligt durch Gottes Wort und durch das Gebet."

„Wenn du solches den Brüdern vorträgst, wirst du ein würdiger Diener Jesu Christi seyn, der wohl erzogen ist, in den Grundsätzen des Glaubens und der bessern Lehre, die du wohl aufgefasset."

„Aber mit jenen gemeinen und altweibischen Fabeln befasse dich nicht; übe dich vielmehr zur Gottseligkeit."

„Denn die leibliche Uebung hat wenig Nutzen; die Gottseligkeit aber ist zu allem nütze, da sie die Verheißung hat für dieses und das zukünftige Leben."

Was würde der hochsinnige Apostel zu den ewig verbindenden Klostergelübden, namentlich zu einer Trappistenregel gesagt, mit welchen Zurechtweisungen den römischen Bischof an den Richterstuhl der Vernunft verwiesen haben, der eine solche Barbarei bestätigte, da die Gesetze der Natur einer widernatürlichen Ordensvorschrift nicht unterworfen werden können und, wenigstens innerlich, tausende von Eidbrüchen began=

gen worden sind, weil eine menschliche Anordnung höher stehen sollte, als die Einrichtung Gottes? Hierbei darf ich auch die Frage nicht auslassen:

wer dem siebenten Gregor die Befugniß ertheilte, die Priesterehe zu verbieten, und die zu seiner Zeit wirklich bestehenden mit so unmenschlicher Grausamkeit zu zerreißen?

Da Paulus ausdrücklich vorschreibt *):

„Darum muß ein Bischof unbescholten seyn, Eines Weibes Mann u. s. w.“

„Der seinem Hause gut vorstehet, und gehorsame Kinder hat, von ganz keuscher Sitte.“

„Die Diakonen sollen Eines Weibes Männer seyn, und ihren Kindern und ihren eigenen Häusern wohl vorstehen.“

Stand etwa der rachgierige und stolze Peiniger des unglücklichen Heinrichs höher, denn Paulus?

Itzt, Adalbert, muß ich dich dir selbst überlassen. Meine Mittel sind zu Ende. Reicht das, was ich dir gesagt habe, nicht hin für deine künftige Ruhe, so muß ich dich den unzähligen Schlachtopfern zuzählen, deren bessere Natur durch das überwuchernde Unkraut menschlicher Satzung die Stimme Gottes nicht mehr in sich selbst zu hören vermag. Aber eine frohe Ahnung sagt mir, du wirst unter dir keine Hölle, über dir aber einen reinen, durch Gottes Liebe, reich bevölkerten, Himmel erblicken, den du durch höchste Ausbildung deiner Menschennatur erringen kannst, als Bürger des sittlichen Reichs, und wie Paulus den Römern zurief **):

---

*) 1 Timoth. 3, 2. 4. 12.

**) Röm. 12, 1.

„So bitte ich euch denn, Brüder! bei dem Erbarmen Gottes, daß ihr euch selbst zu einem lebendigen, heiligen und Gott wohlgefälligen Opfer darbringet; dieses sei euer vernünftiger Gottesdienst.“

So möchte ich beim Abschiede deine Hand ergreifen und ausrufen: Hilf dir nun weiter durch dich selbst — jede Religion über die Grenzen der Vernunft hinaus, ist keine mehr. Und wenn die alten Dämonen von Zeit zu Zeit die finstern Schwingen wieder schütteln, so lies Paulus achtes Kapitel an die Römer und denke mein bei den Worten: V. 38. und 39.

„Ja, ich bin fest überzeugt: weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, noch Gewalten, weder Gegenwart noch Zukunft, noch Stärke,“

„weder Höhe noch Tiefe, noch irgend ein anderes Geschöpf wird im Stande seyn, uns von der Liebe Gottes zu trennen, die ist, in Christo Jesu, unserm Herrn.“

Und wenn dein Glaube bangend wieder zu sich selbst spricht:

irrst du nicht auf falschem Pfade?

so prüfe die Worte der Schrift an deinem Glauben:

„Es ist aber der Glaube, der Grund von dem, was man zu hoffen hat, eine Ueberzeugung von unsichtbaren Dingen **).

Und beherzige Jakobus Erinnerung:

„Bitte im Glauben, ohne zu zweifeln; denn der Zweifler gleicht einer Meereswoge, die vom Winde gejagt, hin- und hergeworfen wird.“

---

*) Hebräer 11, 1.

Und nun Adalbert lasse ich deine Hand los und blicke dir nach, wie ein Schiffer dem geliebten Sohne vom Strande nachschaut, der in das weite Meer hineinsegelt und im ersten Versuch das anvertraute Ruder führt. Thränen stehn in meinen Augen, aber es sind Thränen der Hoffnung; mein Glaube soll deinen Arm lenken und meine Liebe dein Anker seyn. Fahre wohl und scheitre nicht.

Achter Brief.

Adalbert an Theodor.

Sei nicht mißmuthig über mein langes Schweigen, du theurer, geliebter Freund — nicht eher durft' ich mich hinstellen vor dein ruhiges, klares Auge, bis in dem meinen die Wolken vom Sonnenblick der Wahrheit und der seligen Hoffnung im Glauben verzehrt und aufgelößt waren. Itzt stehe ich vor dir und schaue dich an, und traue auf Gott und sein Werk, die Menschennatur; mein Herz ist erwacht vom bangen ängstlichen Traume, der mit schwarzen Zerrbildern das niedergedrückte Gemüth abmattete — ich habe festgehalten an dem Rettungsseil, das du mir zuwarfst und schaue dankbar in die schlagende Brandung zurück. Genieße der Wonne, mich vom geistigen Tode zurückgehalten zu haben, wie du einst als Kind mich vom leiblichen rettetest. O so bin ich denn nun so ganz dein!

Es ist nicht in dem Vermögen des Menschen, das Innere des Andern ganz zu berichtigen; der größte, wesentlichste Theil der Verständigung mit uns selbst,

muß der eignen Thätigkeit und Entwicklung überlassen bleiben; aber die Richtung hast du mir gegeben, mich umgewandt nach dem sanften Sterne in der Höhe und mir geboten, die Augen aufzuschlagen. Ja ich sehe nun selbst und glaube.

Lange noch rang ich mit den Mächten der Finsterniß, und oft hing die letzte mattflackernde Flamme an der Leuchte, die du mir in die Hand gabst; da rief es aus mir heraus, oder tönte zurück, was du mir in die Seele gerufen hattest: Glaube und hoffe! und wie Schuppen fiel es von meinen Augen, und ich stand im Strahle eines neuen jungen Morgens.

Dein Bestreben, mir mehr entwickelnd als andeutend deine Ansichten zu eigen zu machen, habe ich dankbar erkennen müssen, aber deine Andeutungen haben unendlich mehr für mich gethan, als was du zu entwickeln strebtest, und nie bin ich so verständigt worden über die hohe Wahrheit: daß es das Wort nicht ist, sondern der Geist im Worte, wodurch das Licht in uns angezündet wird.

Sollte ich noch gar mit dir rechten wollen, daß ich bedeutende Lücken in deinen Beweisen aufzufinden wüßte? Das sei ferne! Du hast mir Wahrheit gelehrt; sie hat einen festen Grund in mir gefunden — ich weiß, daß du nicht auf Sand gebaut, warum soll ich noch mißtrauisch den Boden durchwühlen und untersuchen, ob er dein schönes Gebäude tragen kann? Es steht ja da in seinem Ebenmaß, auf seinen festen Pfeilern. Die Aussprüche der Apostel selbst sind ein Zeugniß, daß es nicht versinken werde.

Prüfe den anliegenden Aufsatz über den Glauben. Du weißt, ich bin einer systematischen Ausarbeitung nicht fähig, darum wirst du nur Fragmente finden,

die ein besserer Kopf, wie ich, leicht zu etwas Zusammenhängenderm umschaffen könnte; aber es kam ja nur darauf an, daß du überzeugt werdest, ich habe dich begriffen, oder vielmehr die Grundempfindung deines Gemüths habe die meine ins Leben gerufen. Mein eignes Herz soll zum Allerheiligsten im Tempel Gottes werden und meine Vernunft sein Hoherpriester.

Jeder Dritte würde über mich lächeln, daß ich Aberglauben, Kindheitsspiele, Kunst, Sprache, als Mitträger des Glaubens betrachtet, aus ihnen Beweise für die Begründung meiner Ueberzeugungen für eine höhere Welt genommen habe, dir aber, der mein Innerstes kennt, darf ich wohl nicht einmal erst bemerklich machen:

daß darin Offenbarungen für ein Jenseits dieser Erscheinungen liegen, welches uns durch Christus entschlossen worden, der, in der Fülle seines göttlichen Gemüths, das Leben und seine Beziehungen auf die Ewigkeit begriff, und das Wähnen zum Hoffen, das Gesetz zur Liebe erhob, den Zweifel zum Glauben umschuf und das Licht in die Nacht der Menschheit brachte. Dieser Weltretter lehrte uns zuerst, daß wir keinen Richter, sondern einen Vater haben, und das Werk der Erlösung hat seine höchste Bedeutung in dem Beispiel der Hinopferung für das Glück seiner Brüder, also in dem Grundgesetz seiner Religionsverkündigung, in dem Gesetz der unbegrenzten Liebe.

Der Gott vermag alles — daß es aber der Mensch vollbrachte, das ist das erhabenste in der Erscheinung Christi; ich kann dem nachstreben, was mein Bruder Herrliches vollführte; aber erlahmen muß ich im vergeblichen Nachflug der Werke eines Gottes. Wenn

die wahre Göttlichkeit Christi, in eigentlicher Bedeutung, einer historischen Evidenz fähig wäre, so müßten wir verzagen, und er könnte und dürfte nicht mehr das Muster unserer sittlichen Größe seyn. War er aber der Gottmensch, wofür ich ihn halte und verehre, so rang seine irdische Natur mit der göttlichen, wie bei dir und mir, und für seine Größe beuge ich mein Knie, und für seine himmlische Liebe rinnen ihm meine glühenden Thränen.

Noch einmal werfe ich mich dankbar an dein Herz. Lebe wohl du heiß Geliebter.

Ueber den Glauben.

„Es ist aber der Glaube, der Grund von dem, was man zu hoffen hat, eine Ueberzeugung von unsichtbaren Dingen."

So lauten die Worte des Apostels. Eine Grundempfindung von der Wahrheit dessen, was nicht bewiesen werden kann, da es über alle sinnliche Wahrnehmung und Erfahrung hinausgeht. Und wieviel kann denn streng bewiesen werden von Allem, was uns als sinnliche Wahrheit erscheint? Und wenn du einmal zweifeln willst, woher nimmst du die Stärke eines Beweises, die dem Verstande genug thut? — Sollte daher wohl gar Glaube höher stehen, wie Demonstration? — So scheint es nicht bloß, so ist es.

Ist der Glaube etwas in den Menschen hinein Gebildetes? Durchaus nicht. Nur die Form, die er annimmt, ist es. Der Gegenstand, den er erfaßt, woran er aufwächst, an dem er sich übt, nimmt eine

tausendfache Gestalt an; der Glaube selbst aber ist eine Urkraft im Menschen, wie seine Vernunft; ohne die Kraft des Glaubens kann der innere Mensch eben so wenig bestehen, wie der äußere ohne Hirn und Knochenmark. Die Vernunft ist der übersinnliche Mensch; der Glaube bildet den Gefühlssinn der Vernunft, die durch ihn von dem Daseyn höherer Wesen Ueberzeugung erhält, wenn sie dieselben auch nicht sieht; und so wie das geistige Leben hoch über dem thierischen steht, so vernimmt der Glaube Dinge, wohin Auge und Ohr nicht reichen.

Ob der Idealist, ob der Realist das Wort nehmen — sind wir durch sie weiter gekommen, wenn von einem andern Nutzen, als der höhern Uebung im Philosophiren die Rede ist? Haben die Untersuchungen: Was wir wissen, und was gewußt werden könne? die scharfsinnigsten Geister entzweit, wie soll die arme Menschheit hinter den Grund der Wahrheit kommen, da ohne Wahrheit, ohne objektiv reale Erkenntniß das Leben inhaltlos, nur der Schatten eines Daseyns ist?

O der gesunde Sinn, die gesunde Vernunft reichen weit, wenn sie nur gesund bleiben. Und die einfache Frage: wenn alles um uns her bloß Schein und Täuschung ist, woher haben denn diese ihren letzten Grund? muß selbst der Skeptiker dadurch beantworten: daß von Schein auf Schein geschlossen endlich Etwas Ist.

Fort mit den Systemen, wenn das Herz nach Befriedigung dürstet. Deutet nicht schon der Ausdruck reine Vernunft, auf eine bloß einseitige Thätigkeit unsers Geistes, auf eine bestimmte Richtung desselben? auf die Nothwendigkeit, daß die Vernunft die

reine Vernunft nur außer sich begreift? Wo hat eine Philosophie erwiesen, daß der Werth unserer Erkenntniß von einer bestimmten Kraftäußerung unsers Geistes abhängig sei? Die kritische Philosophie selbst lehrt uns, daß Gott, wenn er nicht erwiesen werden könne, doch geglaubt werden müsse? — Gott glauben, heißt: Gott empfinden.

Trauen wir den Vorstellungen, die, als Reflexe der Außenwelt, durch die Sinne in unserm Bewußtseyn sich abspiegeln — warum nicht dem viel edlern, innern Sinne der Vernunft, durch den der Strahl des Ewigen unsere Seele berührt?

Als Kind lernte ich schon: der Mensch besteht aus Leib und Seele. Wozu mir Auge und Ohr nützen, faßte ich in dem ersten Augenblick der Besinnung. Was aber Seele, Gemüth, Geist, innerer Sinn, Vernunft, Verstand, Wille sei, lernte ich sehr schwer und spät begreifen, weil mir hundertmal dabei ein Begriff für den andern untergeschoben, und Geist für Seele, Verstand für Vernunft u. s. w. gebraucht wurde. Doch da ich gelernt hatte, in meiner Doppelnatur die Seele dem Leibe entgegen zu stellen, so schloß ich später, daß alle jene Vermögen zusammen nur die Seele ausmachten. Diese psychische Einheit, oder Seele, muß aber ein einfaches Wesen seyn, weil eine Duplizität desselben, den Grundbegriff, das Grundgefühl meines Daseyns, das Empfinden meines einfachen Ich aufheben würde. Ich kann einen Arm, einen Fuß, ja alle körperlichen Theile verlieren, ohne welche mein irdisches Leben noch möglich bleibt, und dies mein Ich geht nicht unter; ja, wenn ich die Vorstellung so weit treibe, successive jedes Organ in Gedanken an mir zu vernichten, auch dann bleibt die Idee

meiner Persönlichkeit noch unverletzt — ich darf aber das Untergehen meines Willens, meines Geistes nicht denken, oder mein Ich ist dahin.

Ist die Seele ein einfaches Wesen, wie kommt sie zu einzelnen ganz verschiedenen Kräften und Vermögen? Einbildungskraft, Gedächtniß, Schlußvermögen, Wille, Witz, sind sie einzelne Glieder der Seele, wie es Finger, Auge, Ohr für den Körper sind?

Die Frage ist längst beantwortet. Alle diese Vermögen sind nur verschiedene Aeußerungen einer und derselben Kraft, und wie meine Hand den Degen oder die Feder führen, ein Bild zeichnen, einen Knoten lösen kann, und immer eine und dieselbe Hand bleibt, so modifizirt sich die Thätigkeit der Seele bald als Schluß-, bald als Combinations-, bald als Begehrungsvermögen u. s. f.

Ist dies unbestreitbar — warum macht man so viele Einwürfe gegen die heiligsten Wahrheiten, die der Verstand nicht beweisen kann, die aber durch den innern Sinn gefühlt werden, wie ich durch die äußern Sinne von der Wahrheit und Schönheit der materiellen Welt überzeugt bin, die mich umgiebt?

Mein Wesen schaut in eine sinnliche und in eine innere Welt zugleich. Es ist Unverstand, das sichtbare Schöpfungswerk Gottes herabzusetzen, da die äußere Natur wie eine Amme, meinen Geist erst groß säugt, damit er reif werde für den Blick in die innere Schöpfung. Es ist nur frommer Wahn, die Sinnlichkeit abzuschütteln, um dem Uebersinnlichen zu leben. Ohne den Blick über die Erde und in den gestirnten Himmel, ohne Sinnenlust und Schmerz, käme mein Geist nicht zu dem Bewußtseyn seiner selbst; er bliebe ein todtgebornes Kind in dem Reiche der Seelen. — — Nichts

ist gemäßer, als den Verstand — ich meine den endlichen des Menschen — nach seiner allgemeinen Bedeutung in Vernunft und Verstand zu trennen, und diesen Verstand in engerem Sinne als Vermittler zwischen Vernunft und Sinne zu stellen. Den Philosophen überlasse ich das mühsame Geschäft, es unter sich auszumachen, wie es möglich sei, daß die unendliche Körperwelt mir durch die Sinne innerlich abgestrahlt erscheint; ob nach Leibnitzens vorherbestimmter Harmonie, ob bloß nach Lockes physischen Einfluß, ist mir hier gleichgültig — genug, dies Wunder ist wahr, und ereignet sich unendlich oft und unaufhörlich wieder.

Mein Verstand bildet diese unendlichen Sinneneindrücke und Merkmale zu einer Einheit in Begriffen, aber es ist diesem nicht gegeben das Ich, worin die Außenwelt sich abspiegelt zu jenem höhern Bewußtseyn zu erheben, daß es den Dingen außer sich gegenüber stehe; dies ist das erhabenere Werk der Vernunft, die zur Selbstanschauung gelangt. Diese Vernunft — ich schreibe bloß, was mir scheint — nimmt aus dem Verstande, als dem Behälter der Vorstellungen und Begriffe, das schon vorbereitete Material zu ihrer höheren Erkenntniß, sie wird sich ihrer, als Kraft bewußt, sie gelangt zu dem Gedanken: Gott! — nicht durch Beweis — denn woher sollte sie den nehmen, da sie unmittelbar mit der Sinnenwelt nicht in Verbindung steht, und jeder Beweis nur endliche Objekte zu demonstriren versuchen darf — Gott aber das Unendliche und Unbegrenzte selbst ist —; sondern durch geistige Anschauung, wie der körperliche Sinn Ausdehnung und Schwere wahrnimmt. Dieses Anschauen möchte ich das Empfinden Gottes nennen, wenn der Ausdruck, als Eigenschaft der Vernunft, nicht

unangemessen wäre, und mehr dem Gemüthe des Menschen beigelegt werden müßte.

Nehmen wir lieber an, daß die Seele eine doppelte Thätigkeit bald als Geist, bald als Gemüth ausübt; so ist der Geist gerichtet zum Wahren, das Gemüth zum Guten, oder soll es doch seyn. Diese Richtung wird beiden gegeben durch den Willen, der in Beziehung auf das Gemüth sittlicher Wille heißt.

Aus dem, was schon oben angeführt ist, geht hervor, daß das Streben nach Wahrheit, mit einer Richtung des Geistes nach außen beginnen muß, die Außenwelt wird durch die Sinne in ihm aufgenommen, durch die Thätigkeiten des Verstandes entwikkelt und so vermittelt — bildlich zu reden — der Vernunft übergeben, die nicht mehr auf die Sinnlichkeit hinausschaut, sondern auf sich selbst und von da aufsteigt zu einer Grundursache aller Dinge, zu den Ideen aller höhern Wahrheiten, während der Verstand nur Begriffe hat.

Das Gemüth dagegen, als das Gefühl der Seele, empfindet Gott, wie die Vernunft ihn ahnet. Wie der, Erkenntniß der Wahrheit, suchende Geist von der Welt der Erscheinungen anhebt und die Unendlichkeit der Merkmale zuerst zu Begriffen verknüpft; so strebt das Gemüth alle Anklänge des Seyns und Lebens zu einem harmonischen Wohllaut zusammen zu stellen, jeden Widerspruch in sich aufzulösen, das heißt: das Gute zu suchen. Die Formenwelt des Gemüths ist das idealisch Schöne.

Seele und Leben sind Eins. Menschenleben und Wille sind wiederum Eins. Der Wille geht daher durch jede Aeußerung der Seele, weil Seele und Wille hier als gleichbedeutend angenommen werden

können. Wille ist Selbstbestimmungsfähigkeit; diese ist aber nicht absolut, sondern nach den Schranken unserer endlichen Natur in uns da; sonst wären wir, wie Gott. Nur bedingt kann der Wille im Menschen sich bestimmen, aber er muß sich so weit bestimmen können, daß er den Mißklang in der Harmonie der Welt vermeide, daß er nicht zum Widerspruch werde in dem Schöpfungszwecke. Dieser letzte Zweck ist das Gute. In sofern muß also der Wille unbegrenzt und frei seyn — und er ist es als sittlicher Wille.

Eine falsche Richtung der Willensthätigkeit des menschlichen Geistes, im Streben nach Erkenntniß der Wahrheit, erzeugt den Irrthum — eine falsche Richtung der Willensthätigkeit des Gemüths gebiert das Unrecht, die Sünde, und, in sofern die Gesetzgebung des Schönen verletzt wird, das Widerwärtige. Das Gemüth findet sein wahres Leben nur im Sittlichen und Religiösen; aber das Gemüth darf nie allein gehen; die Vernunft muß ihm zur Seite stehen. Die Vernunft dagegen muß nie allein den Gedanken Gott wagen, das Gemüth muß mit ihr Hand in Hand gehen.

Das Gemüth ist wie ein seelenvoller Blinder, der mit glühendem Herzen auch die geheimsten Laute erhorcht, welche dem Sehenden, zerstreut durch die Bilder und Farben der prächtigen Welt, nicht mehr ins Ohr fallen; ein Blinder, der mit dem feinen ausgebildeten Tastsinne Eigenschaften herausfühlt, über die das Auge leicht getäuscht werden kann, oder gar kein Urtheil hat. Wenn die spekulirende Vernunft die Dämmerung anbrechen sieht, wenn ihr das helle Auge nicht mehr hilft, und die magischen Schatten Trug auf Trug, Täuschung auf Täuschung über den

Weg hingaukeln — dann schreitet dieser Blinde viel sicherer durch die Nacht, als das unwirksam gewordene Auge; und dies vertrauungsvolle Sichhingeben der Vernunft an das Gemüth ist Glaube.

Aber wenn es Tag ist, und der Blick der lichterquickten Vernunft in die Ferne reicht; da mag das Gemüth die Vernunft oft fragen: Was siehst du vor dir? Leite mich den rechten Weg. Ist der Pfad verschlungen oder eben? lagern sich Gebirge vor uns? stehen wir an Abgründen? — Wenn dann die Führerin spricht: ich überschaue von der Höhe das weite Land, wir gehen sicher; so überläßt sich das Gemüth dem Lichte der leitenden Vernunft, und dieses Sichhingeben des schlichten frommen Sinns an die Weisheit ist Demuth.

Wenn die hellschauende Vernunft aber ausruft: in der äußersten Tiefe des Horizonts sind Nebel gelagert, was hinter ihnen liegt, erspähe ich nicht mehr, und doch reisen wir diesem Dunkel entgegen. Dann spricht das Gemüth: „Verzage nicht. In mir steigen Ahnungen empor, daß auch durch die dunkeln Wolken und hinter ihnen für uns Bahn gemacht ist.“ — Dieser Trost des Gemüths für die Vernunft ist Hoffnung. — —

Wer kann mir sagen, was Leben ist? Leben strömt nur aus Gott, in welchen Formen es sich auch darstellt. Es kann nichts, durch bloße Wirkungen der mechanischen Natur, Vermitteltes seyn. Wo Leben ist, ist auch Gott — also allenthalben; denn wohin ich in die materielle Natur blicke, stellen sich mir Bilder der Veränderung dar. Aller körperliche Stoff geht aus Gestaltung in Gestaltung durch die Schöpfungskraft Gottes — so nennen wir

den Ausdruck seines Lebens und Seyns, seine Offenbarung. Die höchste menschliche Weisheit kann nur da aufhören, wo der Wilde beginnt, der Gewitter und Regen als Tagwerke des großen Geistes betrachtet. Unbegreiflich, wie das Leben, ist das Daseyn Gottes, aber er Ist so wahrhaftig, wie das Leben Selbst. Für den Glauben hat er sich tausendfach offenbart; nur der Wahn könnte an ihm zweifeln, indem er Beweise fordert, Beweise für den Unendlichen! als wenn nicht Beweis bloßer Maßstab der Gewißheit wäre für das Endliche, in den Schranken des, an Sinneswahrnehmung gebundenen, Verstandes. Der Atheist hat nur Verstand, oder eine entschlummerte Vernunft, die von dem treuen Gefährten, dem Gemüth, im Labyrinth seiner Zirkelschlüsse verlassen worden ist. Der Verstand weiß eben so wenig von Glauben, Hoffen, Gott empfinden, als die Vernunft von Kälte, Wärme, Gelb oder Roth.

Was vermag denn der Verstand, frage ich noch einmal? Vorstellungen zu Begriffen verbinden — urtheilen — Schlüsse bilden. Da endigt er. Selbst die Verhältnisse der äußern Dinge zu einander bleiben ihm um deswillen fremd, weil diese Verhältnisse bloß in unserm Geiste da sind, weil die objektive Realität derselben in der Körperwelt nicht anzutreffen ist. Ja selbst, wenn es dem Verstande möglich wäre, den Begriff der Causalität zu finden — der in dem Wesen der Vernunft allein sein Entstehen hat — würde er fähig seyn, dadurch auf den Gedanken: Gott! zu kommen? Nimmermehr. Gehe immerhin von Wirkung auf Ursache ins Unendliche zurück, laß selbst den Begriff einer letzten Grundursache entstehen — der Verstand würde noch einmal

fragen: Woher hat denn diese letzte Grundursache ihr Daseyn genommen? — Sagst du: sie ist ohne Anfang durch sich selbst da! wie will das der Verstand begreifen, wenn es die Vernunft nicht ahnet, das Gemüth nicht empfindet, da Beweise für ihn, nur aus einer Zusammenstellung endlicher, durch unsere irdische Natur bedingter, mithin nach Formen sinnlicher Beschränkung geschöpfter, Begriffe einzig möglich sind.

Gott, Unsterblichkeit, Vorsehung, Freiheit — diese vier Elemente des Glaubens, diese vier Lichtgedanken, welche das finstere Räthsel unseres irdischen Lebens beleuchten, wollen zwar nicht die unergründliche Aufgabe: das Wesen der Dinge und den Grund ihres Daseyns zu errathen, auf Erden schon lösen, sondern nur darüber das Gemüth des Menschen beruhigt zum Grabe führen, daß dies wunderbare Räthsel einst gelöst werden solle, und zwar also: daß nicht ewige, stille Ruhe im Tode uns alles fernern Aufschlusses überheben, sondern höher entwikkeltes Leben den Zusammenhang der labyrinthischen Gänge überschauen werde, woraus der irrende Geist in dem bangen Traume vor dem künftigen seligen Erwachen den Ausgang nicht zu finden vermochte.

Nehmt aus einer sehr kurzsichtigen Betrachtung der materiellen Schöpfung einmal mit dem Atheisten eine, durch das Würfelspiel der Atome, vom Zufall zusammengeflickte Welt an; behauptet frech hin, die vegetirende zeugende Kraft — welcher Unsinn! — sei eine Fortsetzung jener Bewegung, die dem alten Chaos eine geordnetere Gestalt gab — so muß die mechanische Philosophie schon bei dem Ausdruck: Ordnung, erröthen, denn Ordnung deutet auf

Zweckmäßigkeit hin, Zweckmäßigkeit läßt wieder auf Intelligenz zurückschließen, und Intelligenz in der ewigen Materie ist eben so aberwitzig zusammengestellt, als der Atomist sich selbst lächerlich vorkommen muß, wenn er genöthigt wird, den Gedanken, welchen er seiner Afterweisheit zum Grunde legt, so wie sein Bewußtseyn, daß er ihn ausgesprochen, als Bestandtheil irgend eines Elements zu betrachten. Die Welt ist voller Wunder, durch die sich der Herr offenbart. Alles deutet hin auf den, durch welchen Alles Ist, und wer mit unbefangenem Blicke sich und die Umgebungen betrachtet, muß an das Daseyn eines Lebens glauben, das zu unserem irdischen Daseyn sich verhält, wie das Ideal zur Skizze.

Ist nicht selbst der rohe Aberglaube des niedergedrückten Geistes eine Ahnung, daß der Mensch in einer ihm unerklärlichen Verbindung mit einer höhern Welt stehe? Und ist es nicht höchst bemerkenswerth, daß wir oft grade die sogenannten Starkgeister an dieser Krankheit — wenn es eine Krankheit genannt werden kann — vorzüglich siechen sehen? — Ist wohl irgend ein Mensch vom Aberglauben ganz frei? — Man belausche einen solchen Vorurtheilsfreien, der sonst nur Philosopheme und reine Grundsätze kennt, im unbewachten Augenblick, etwa beim Spiel, wenn dieser oder jener seinem Stuhle naht, diese oder jene vermeintlichen Auspizien eintreten — es wird heraustreten, was er, einen Augenblick später, nur mit der höchsten Beschämung zugestehen würde. Aberglauben ist freilich nur die Verbindung eines Ereignisses mit dem Zusammentreten gewisser Umstände, die, nach eignen oder von andern gemachten Erfahrungen, mehreremal gegenüber vielleicht in

Constellation getreten sind, ohne daß irgend ein Zusammenhang zwischen diesen Umständen und jenem Ereigniß, auf eine natürliche Weise, das heißt, in dem Verhältniß als Ursache und Wirkung, gefunden werden kann. Der einzige Begriff: Glück haben! auch da, wo man Scheu trägt, eine besondere Leitung der Vorsehung anzunehmen; jene unerklärliche Consequenz des Zufalls z. B., wie die Würfel fallen, und folgerecht Gunst oder Ungunst austheilen, ja oft sogar gewisse Regeln beobachten lassen, ist eine Veranlassung für Manche geworden, abergläubisch zu werden, wenn sie gleich sonst sehr geneigt sind, nüchtern und verständig die wahren Probleme des Lebens mit trockener, absprechender Fertigkeit aufzulösen. Nicht, daß das Objekt des Aberglaubens reale Wahrheit habe, darf ich behaupten, aber die Anlage des Menschen zum Aberglauben, als eine Verirrung des Glaubens selbst, auch in dem bloßen Verstandesmenschen, ist der Bemerkung an diesem Orte wohl werth.

Was sind die Spiele der Kindheit anders, als gewisse Typen, wodurch ideale Zustände, wenigstens solche, die der Gegenwart entrückt sind, eine scheinbare Wirklichkeit erhalten sollen? Der Knabe, der, mit dem hölzernen Säbel in der Hand, sein Steckenpferd tummelt, betreibt seinen unschuldigen Krieg mit einem Ernste, einem Eifer, als wenn der wirkliche Held in die blutige Schlacht zöge; und das Mädchen ordnet und verwaltet den kleinen Hausrath, den sie als Weihnachtsgeschenk erhalten, mit aller Emsigkeit und Sorgfalt, die sie je von der Mutter, bei der Bewirthung werther Gäste, ausüben sehen. Soll hierin ein bloßer Nachahmungstrieb bemerkt

werden? — Nun worin gründet sich dieser? und warum läßt die Gegenwart den magischen Mantel fallen, den die Erinnerung vergangenen Zeiten, den die Hoffnung künftigen Stunden leiht? — Es ist das Ideale, das sich in die Grenzen des eben vorübergehenden Moments nicht bannen läßt, eben weil es über der Wirklichkeit steht und unverkennbar die Sehnsucht nach einem höhern Leben offenkundig macht; eine Sehnsucht, wovon wir erhabene Gemüther besonders oft so erfüllt sehen, daß eine sanfte, stille Schwermuth, selbst im Arme der Liebe und an dem Herzen der Freundschaft, diese unaussprechlichen Seufzer, dies Verlangen des Geistes oder der Seele, von denen Paulus spricht, aus der schmerzlich süß bewegten Brust emporträgt.

In den Spielen liegt die Poesie der Kindheit. In ihnen spricht die Vorahnung des wirklichen Lebens, wie in den Kunstgefühlen des gereiftern Menschen der Anklang eines Daseyns heraus, das über oder hinter den Schranken unserer Laufbahn auf Erden entschlossen ist.

Die Kunst ist die Vermittlerin zwischen unserer sinnlichen und geistigen Natur. Selbst die Religion will, in den Formen ihrer Verehrung und Anbetung des Allerhöchsten, der Kunst nicht entbehren. Freilich ist das innige, fromme Gebet in der stillen Kammer, ein unmittelbares Entrücken der Seele in die Welt der Geister, freilich ist die Betrachtung des Unendlichen und Absoluten, in dem Geiste des echten Weltweisen, ein unmittelbares Vertiefen in das Land der Ideen und der Ideale; aber für die reinen Verstandesmenschen, welche diese höhern Anschauungen entweder gar nicht haben, oder, wenn sie sich

nähern wollen, solche mit aller Anstrengung zu unterdrücken suchen — für solche bloß schluß- und schulgerechten Leute muß jeder Kunstgenuß, dem sie sich wohl gern und willig hingeben, eine unauflösliche Anfrage an ihre Natur seyn.

Was hat es denn eigentlich mit diesem Zauber der Kunst auf sich? Ist es in den Tönen das mathematisch berechnete Verhältniß der Luftschwingungen, deren Proportionen den Eindruck der Accorde erzeugen? — wer erklärt uns dann das Wesen der Melodie? — Ist es in der Plastik die Ausmittelung der Längen und Durchmesser, welche der Geschmack von den edelsten Mustern abstrahirt hat? Ist es in der Malerei die richtige Perspektive, die getreue Naturnachahmung, der Farbenglanz? — Alles nicht. Diese technischen Bedingungen, die der Kenner mit vollem Rechte nicht vermissen darf, sind zwar unerlaßlich, damit das Mißvergnügen nicht entstehe, aber das künstlerische Vergnügen, jene Empfindung, die wir Kunstgefühl nennen, wird noch lange nicht befriedigt. Es muß zu diesen Erfordernissen, welche die Sinnenwelt beiträgt, noch die höhere Beigabe, die Mitgift der Gemüthswelt treten, der poetische Gedanke, und, was sonderbar genug klingen mag, die Wahrheit dieses poetischen Gedankens, den wir Idee nennen; sonst wird Musik zu bloßem Kitzel des Ohrs und jede andere Kunst mehr oder minder Befriedigung der Sinnlichkeit, wozu sich leider der größere Theil der Kunstversuche aller Gattungen herabgewürdigt hat, nicht, als ob die wahre Kunst bloß das Heilige — freilich ihr höchstes Streben — zum Gegenstand wählen dürfte — nein, auch da, wo sie bloß sinnlich scheint, wird sie auf das Ideale hinwirken, also aus Zeit und

Gegenwart entrücken und den Himmel des innern Lebens aufthun.

Und diese Aufgabe löst die echte Kunst. Wo sie durch Psalter, heilige Melodieen, Christusbilder die Erhebung des Herzens zu Gott in seinen Tempeln befördern soll, hat die Kunst weniger Schwierigkeiten zu bekämpfen; sie begleitet hier nur das, schon an sich, Ideale.

Aber auch dann, wann das Kunsterzeugniß kein Gegenstand aus dem Gebiet des Heiligen und Religiösen ist, finden wir uns in so süßer und tiefer innerer Bewegung, wofür wir, in der äußern Welt, keinen entsprechenden Grund aufzufinden im Stande sind. Was ergreift dich so eigenthümlich, wenn du in den Hintergrund eines schönen Landschaftsgemäldes schaust, wo die Berge sich in Nebel verlieren, die Wolken in den Himmel verschwimmen, das Meer seine Unendlichkeit in fast unmerklichen Pinselzügen ankündigt — ist es die Form? — du erkennst keine mehr heraus; ist es die Farbenschönheit? — die ist im Vordergrunde ungleich prächtiger und bestimmter. Ach, nein! es ist das thätig gewordene Gemüth, dessen eigenes Schaffen und Wirken durch die Kunst angeregt ist. Dein Entzücken wird nicht sowohl in dem genährt, was du siehst, als in dem, was du nicht mehr siehst, was hinter den Schranken des Bildes der begeisterten Phantasie sich darstellt, wo Welten beginnen, die die äußere Natur nicht kennt, Welten in denen dein verschönertes Daseyn des unbegrenzten Lebens sich erfreut, kein Raum dich auf eine bestimmte Stelle festbannt und die Zeit die Spanne deiner Erscheinung bis in die Unendlichkeit ausdehnt.

Höre ein gelungenes Tonstück, und grade ein solches, wo nicht einmal menschliche Stimme und ein bestimmt ausgesprochener Gedanke deinen Ideen eine bestimmte Richtung geben. Worin liegt der Zauber einer solchen Musik? In der Entfaltung deines eignen Reichthums. Bilder, Gedanken, Ahnungen steigen in dir auf, die das flache Leben nicht kennt. Alle verklungenen Harmonieen deiner Vergangenheit tönen deinem Gemüthe herrlicher zurück; die Ewigkeit vor dir thut sich auf; was du hoffen darfst, was du seyn wirst, was du gewesen bist, alles verschwimmt in ein großes unaussprechliches Gefühl, in das Grundgefühl deines Wesens, daß du ewig seyn wirst; nur das beengende Gewicht der Gegenwart ist es allein, das untergeht; ihre Schranken fallen zusammen, denn die Seele hat den Flug in das Land der Ideale genommen; oder, was dasselbe sagen mag, deine eigentliche Natur, die Uebersinnliche, offenbart sich, durch das zarte sinnliche Mittel der Töne. Die Tonkunst ist recht eigentlich die Zauberformel, welche die Gebilde der unsichtbaren Welt in den Kreis der Wirklichkeit auf kurze Augenblicke herab zu beschwören vermag.

Und der Gesang des Menschen, von den rohen Naturlauten des Wilden bis zu den Hymnen einer Mara hinaufgebildet, bewährt er nicht auf die anschaulichste Weise den Stufengang der Gemüthskultur? ja, die Gemüthsanlagen der Völker selbst? Kannst du den seelenvollen Ernst deutscher Lieder, die glühende, zarte Sinnlichkeit italienischer Gesänge, die kältere, aber beweglichere Melodie französischer Tonweisen verkennen? und bezeugt nicht jede dieser Weisen mehr oder minder die Neigung der Nationen, sich

für die materielle oder übersinnliche Anschauung zu bestimmen?

Höchst bemerkenswerth aber bleibt es, daß wir in der Kunst, deren Gegenstand nur das Ideale seyn kann, dennoch von Wahrheit sprechen und das Wahre suchen. Prüfen wir den Eindruck eines Kunstwerks auf uns, so werden wir finden, daß dieser Eindruck zuweilen im hohen Grade stark, aber nicht bleibend, also nicht tief ist, ja, beim wiederholten Genuß uns kalt läßt, sogar widerwärtig werden kann; daß dagegen bei andern Kunstgenüssen das eigentliche Vergnügen am Schönen erst recht anhebt, wenn die sinnliche Einwirkung schon vorüber war. Im erstern Falle wurde das Gemüth bloß überrascht, die Leere stellte sich jedoch gleich darauf ein, weil das Kunstprodukt nur unsere Sinne überwältigte, aber das Kunstgefühl nicht emporhob, nicht die Sphäre des höhern geistigen Lebens aufthat — und dann war der Typus, dessen sich der Künstler bediente, gewiß falsch. Wenn aber, bei und nach dem Genusse, der eigene Schöpfungsakt unserer Seele anhebt, die Schwingungen fortdauern, und die Einwirkungen der Außenwelt, zuweilen selbst schmerzlich, immer aber als recht eigentlicher Gegensatz der, durch den Kunstgenuß erzeugten Stimmung und ihrer geistigen Anschauungen in unser Bewußtseyn treten — dann mögen wir überzeugt seyn, daß in dem Kunstwerke Wahrheit lag, und diese Wahrheit nichts anderes bedeutet, als das positive Gegenübertreten des höhern übersinnlichen Lebens gegen die äußere Wirklichkeit, die zu Nichts wird, wenn unser Wesen die Realität seiner Ideale in der Kunstentzückung wahrnimmt.

Selbst die Liebe, welche zuerst ein jugendliches Herz entschließt, möchte diesen künstlerischen Charakter haben. Alle, oft unverkennbare Unvollkommenheiten des Gegenstandes dieser Liebe verschwinden. Der junge Mann oder das Mädchen verkörpern das Ideal, welches sie in sich tragen, in der Person des oder der Angebeteten, so lange die Poesie ihrer Neigung fortdauert. Daher die unbegreiflich scheinende Gleichgültigkeit, oft sogar der Widerwille, wenn das Ideal sich in das Herz des Liebenden — bildlich zu reden — wieder zurückzieht.

Und wie die Kunst, zeugt auch die menschliche Sprache — dies große Wunder in der Reihe menschlicher Eigenthümlichkeiten — von der Bestimmung unsers Geschlechts für eine höhere Welt. In der menschlichen Sprache allein schon liegt die Bedingung eines unendlichen Fortschrittes unserer Bildung. Von den ersten Naturlauten, die der, einer sinnlichen Anschauung nur fähige, aus der Sphäre der Thierheit sich so eben entwindende, Halbmensch zur Bezeichnung eines Baums oder eines Felsens herauslallte, bis zur Schöpfung der Sprache eines Platon, bis zur Abstraktion eines Spinoza — welche fast unabsehliche Leiter menschlicher Fortbildung! Welch erhabene Vorstellung, daß der tiefste Gedanke des einsamen Forschers durch die Sprache, oder deren Stellvertreterin, die Schrift, aus der stillen Zelle, wo er geboren worden, den Flug durch die gesammte Menschheit nimmt, und das Eigenthum aller Zonen und Zeiten werden kann!

O! nichts begründet mehr den Glauben aller höhern Wahrheiten, als der Streit um diese. Nur der Kampf um die Wahrheit führt ihr näher, und

selbst jeder Irrthum ist ein Opfer, welches die heilige Menschenvernunft in dem Tempel des höchsten Gottes auf den Altar legt, um ihr Bestreben darzuthun, daß der Trieb des Geistes, grade da, wo unübersteiglich scheinende Schranken jede Forschung zurückstoßen, mit der höchsten Sehnsucht die Erkenntniß der letzten Grundursache und die Ueberzeugung von dem Daseyn aller übersinnlichen Güter sucht, welche von jener Grundursache ausgehen.

Ist dieser Forschungstrieb, ist dieser Geistesdurst nach übersinnlicher Erkenntniß, die Sehnsucht unserer Brust nach einem Jenseits, wenn Alles hienieden uns nicht befriedigt, ohne alle Bedeutung? Dieser Instinkt der Seele — das Wort kann hier nicht unverständlich seyn — ist er nicht so unzerstörbar in uns da, als die Neigung zum Athmen in der thierischen Organisation? Welchen letzten Zweck hätte denn nun die unaufhaltsam fortschreitende Geisteserweiterung unsers Geschlechts, ohne die Beziehung auf das Ewige? Um in Staub zerfallen und damit endigen zu lassen, bedurfte es der Schöpfung des Menschen nicht erst; dazu taugt der verwitterte Felsen und das dorrende Gras eben so gut, als der betende Mensch, der vom Gipfel dieses Felsens die Arme zu Gott ausbreitet, oder im Insekt auf dem Grase die Wunder der Natur und die Weisheit ihres Urhebers anstaunt.

Mehr als alle Erkenntniß rufen zwei lebendige Stimmen in der Tiefe unsers Gemüths uns zu: Es ist ein Gott, eine ewige Liebe, ein Vater seiner Geschöpfe! Ja, Theodor hat Recht, sie als unmittelbare Verkündigungen des Allerhöchsten zu betrachten, diese Stimmen des Gewissens und des Mit-

leids. Warum hat die Erfahrungsseelenlehre so wenig Gewicht auf sie gelegt, da sie von unaussprechlicher Bedeutung für den sittlichen Charakter des Menschen sind? Welche Stelle dem Gewissen in unserer innern Natur von den Weltweisen angewiesen worden ist, kümmert mich hier wenig; ich erinnere mich nur, daß jede wissenschaftliche Betrachtung darüber, jede Erklärung desselben mir wenigstens nicht genügend war. Es mag sehr richtig seyn, das Gewissen eben so zu analisiren, wie man es mit Wille, Vernunft, Sinn u. s. w. gethan hat; aber warum zeigte man nicht zugleich, daß das Gewissen zu sehr lebendigen Aeußerungen, selbst in der rohen Seele dessen erwacht, in dem sonst die Thätigkeit des Verstandes schlummert, und die Vernunft keinen Strahl ihrer hohen Abstammung leuchten läßt?

Wäre die Sprache des Gewissens gar, wie zu kluge Leute behauptet haben, nur eine Folge früh eingeflößter Begriffe, ein Werk der Erziehung, Folge lang genährter und gepflegter Ansichten? so trete man dieser Behauptung einmal näher. Was kann den Mörder bewegen, sich selbst, oft erst nach langen Jahren, den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern? Warum zieht er schmerzlichen oder schmählichen Tod einem Leben innerer Pein vor? Dieser Angst vor dem Nagen des Wurms in seiner Brust, der nicht sterben will? — Soll dies bloß Folge eingeflößter Grundsätze seyn, warum fruchtete das, ihm eben sowohl gelehrte, Gebot: Du sollst nicht tödten! so wenig? — Es wäre doch wunderbar, wenn die Gefahr und Folge einer Freventhat mich nicht abhalten kann, gegen ein Gesetz zu handeln, daß mich alsdann, wenn die Frucht meines Verbrechens und

meine Person in Sicherheit gebracht ist, ein bloßes Spiel meiner Gedanken so zu überwältigen vermag, um Leben und Ehre für dies nämliche Gesetz freiwillig Preis zu geben! Will man entgegnen, daß so viele Missethäter ohne alle Gewissensregung dem Blutgerüste entgegen gegangen sind — so folgt daraus noch gar nicht, ein Verstummen ihres Gewissens für immer, noch weniger, daß, wegen unbemerkter Aeußerung desselben, jede Anmahnung dieses innern Richters geschwiegen habe. Das Gewissen tritt nicht immer auf die Ferse der bösen That, oft erscheint es, wie ein entsetzliches Gespenst, gleich Banko's Geist, hinter dem Freudenpolster des Sünders, am meisten flüstert es in einsamer Stunde, wenn das Tosen und Treiben geräuschvoller Umgebung entschlafen ist, in das Ohr des auffahrenden Verbrechers das ernste Wort des ewigen Richters — und wenn man in die Brust des Mordbrenners, der sich selbst angiebt, tief und klar genug hineinschauen könnte, man würde vielleicht keinen andern Beweggrund finden, als den Drang der Seele, sich je früher, je wünschenswerther vor den Thron der himmlischen Gerechtigkeit gestellt zu sehen, die ihre Vorladung mit jedem Pulsschlag seines Herzens lauter und immer lauter wiederholt. Mit seinem Blute glaubt der Verurtheilte die Flecken seiner Schuld zum Theil abgewaschen und so gereinigter vor Gott zu treten.

Ueber die Natur unserer Erkenntnißkräfte erhalten nur die Weisen höhern Aufschluß, über die Natur unsers Gewissens bleibt Niemand in Zweifel. Seinen Beifall, seinen Tadel, seinen beseligenden Frieden, seine Höllenqualen kennt jeder. Sprich mit dem Kinde von seinem Gewissen, es versteht dich; sprich mit ihm über

den Charakter des Scharfsinns oder des Urtheilsvermögens, es ahnet nicht ein Wort von dem, was du sagst, und dennoch mag es der Philosophie nicht weniger Mühe kosten, eine Definition vom Gewissen zu geben, als von der Freiheit des Willens. Woher kommt das? — Eine Zergliederung der Natur der Seelenkräfte ist etwas Erschlossenes, die Thätigkeit des Gewissens aber ein Unvermitteltes, ein rein in das Bewußtseyn tretendes und sich unverkennbar ankündigendes Faktum.

Jeder von uns hat Lob und Tadel dieser unbestechlichen Richterin erfahren. Nicht in so furchtbarer Gestalt erscheint sie dem sittlichen Menschen, wie dem Bösewicht, aber sie erscheint dennoch, und sei es auch nur wegen eines glücklichen Witzes über unsern Nebenmenschen — sie führt sein gekränktes Antlitz vor unsere Seele; sei es wegen einer jähzornigen Rede, die des Beleidigten stille Duldermiene vor dich hinstellt; ja sei es wegen deines Betragens gegen dich selbst, wo, an sich unschuldiger, Uebermuth, die die Würde deiner Stellung zu deiner Umgebung verletzte. Und dann, wo die Heiligkeit deines Gewissens am erhabensten scheint, das ist in der Selbstständigkeit seines Richterspruchs, wann die Welt dich lobt und bewundert, aber du innerlich weißt: du verdienst die hingestreuten Rosen auf deinem Wege nicht. Die Dornen, welche die innere Stimme unter diese Blüthen wirft, verwunden am schmerzlichsten.

Nicht der Inhalt deiner Handlungen an sich ist es, der vom Gewissen erwogen wird, sondern die Beziehung dieser Handlungen zu der individuellen sittlichen Gesetzgebung in dir, wie hätten sonst Phi-

lipp und Alba ruhig sterben können, und man sagt, sie seyen ohne Gewissensqual verschieden. Wenn die karthagischen Priester Kinder opferten, oder der Karaibe seinen erschlagenen Feind zu einer Mahlzeit anrichtet, oder der Priester der einen Seite die Kapelle ausräuchert und von neuem weiht, worin anders Glaubende Gott verehrten, so schweigt das Gewissen; denn alle diese Handlungen wurden und werden für erlaubt, ja für verdienstlich gehalten, so beschämend und erniedrigend sie für die Würde unserer Natur immer seyn mögen, und daher ist es eine Aufgabe an die Menschheit, und für uns Christen erleichtert durch die reine Lehre Jesu, den Werth unserer Handlungen an sich so abzuwägen, daß die höchste Uebereinstimmung unserer Vernunft und unseres Gewissens den Pfad unseres praktischen Lebens bezeichne.

Was ist das Gewissen? — ich bin überzeugt, die unmittelbare Stimme Gottes in uns, oder — wenn diese Annahme als eine zu schlichte und einfältige Behauptung gar zu unphilosophisch erscheint — der stete Vermittler zwischen dem Menschen und dem Pflichtgesetz, wenn die Leidenschaft uns von der moralischen Weltordnung trennt und wir von Gott abfallen. In dem Gewissen liegt die herrliche Bürgschaft, daß kein menschliches Gemüth, für immer, sich von den Gesetzen seiner moralischen Bestimmung abwenden könne, sondern endlich doch wieder zu Dem zurückführen müsse, von dem Seligkeit und Frieden ausgeht.

Wenn aber das Gewissen selbst das Unchristliche, das Verabscheuungswürdige gut heißen kann, falls es nur mit individueller Ueberzeugung in Einklang

steht — ist es nicht der offenbarste Widerspruch: Seine Stimme für die Stimme Gottes auszugeben? — Wer denkt nicht an die Hundert Tausende von blutigen Opfern, die zu allen Zeiten der Glaubenswuth fielen — und dazu hätte die Gottheit selbst ihre gutheißende Stimme, die beruhigende Billigung des Gewissens gegeben?

O gewiß nicht — die gräßliche Folgerung, die wir darin finden könnten, fällt nicht auf den Allerhöchsten zurück. Daß Niemand anders subjektiv handeln könne, als nach seiner Ueberzeugung, ist gewiß. Wer sogar etwas Gutes an sich, etwas objektiv Gutes, wider seine Ueberzeugung thut, steht im Widerspruch mit sich selbst. Ob die falsche Ueberzeugung verschuldet ist, gehört nicht hierher, sondern begründet bloß ein schon früheres moralisches Vergehen. Meine moralische Würdigung hangt bloß von der Uebereinstimmung meiner Handlungsweise mit dem von mir als Recht und Gut Erkannten ab. Daraus ergiebt sich nun aber, daß die Prüfung meiner Handlungsweise vor das Tribunal der Vernunft gehört, deren Gesetzgebung dir sagen muß, was du zu thun hast, damit das subjektiv für Gut gehaltene, sich als objektiv Gut bewähre, und die Vernunft ist darin eine zuverlässige Richterin. Erst wenn die praktischen Vorschriften der Vernunft ins Leben treten, beginnt das Amt des Gewissens. Die Vernunft sagt bloß: so sollst du handeln! das Gewissen sagt bloß: so hast du gehandelt! oder: so willst du handeln! Eine religiöse Handlungsweise, die die Vernunft nicht billigt, die nicht dem Urtheil der Vernunft vorher unterworfen worden ist, kann zu dem Allergräßlichsten führen — und es ist Hoch=

verrath an der Religion Jesu, die in ihrem theoretischen Theil nur höchster Vernunftausspruch ist, den blinden Glauben zu gebieten. Ja, falls die Lehren des, von Gott erfüllten, Meisters rein und unverfälscht geblieben wären, möchten wir ihnen immer blindlings folgen; wenn es nicht in der heiligsten Gerechtsame des menschlichen Geistes läge, „alles zu prüfen, und das Beste zu behalten," würden wir, auch bei einer blinden Annahme seiner Vorschriften, den Weg zur Seligkeit finden — nur haben lange Jahrhunderte uns gelehrt, wie vieldeutig auch seine einfachsten Sätze und Wahrheiten ausgelegt, verstümmelt, wider den Zweck ihres Gründers angewandt, ja, durch ganz falsche Gebote völlig verdrängt worden sind. — Und alles, alles Verfolgen und Morden, alles Heidenthum statt Christuslehre, aller Haß statt Liebe — weil Glauben ohne Vernunft höchstes religiöses Verdienst erwerben sollte. Daher allein eine Verdunkelung der unmittelbaren Offenbarung Gottes in uns durch unser Gewissen, das durch eine unterdrückte Vernunft während langer Jahrhunderte bei ganzen Geschlechtern zum Schweigen gebracht wurde.

Erkläre mir die Empfindung des Mitleidens in deiner Brust — der du die Menschheit einer angebornen, forterbenden Sündhaftigkeit anklagst. Betrachte die Handlungsweise eines von Mitleid durchdrungenen Gemüths, das den eignen, dringenden Bedürfnissen zu entsagen weiß, um einem Bedrängten zu helfen, an den weder die Neigung des Bluts oder der Freundschaft, noch besondere, Achtung und Liebe gebietenden, Tugenden das dennoch theilnehmende Herz fesseln; siehe das Erbarmen des weicheren, edleren Men-

schen für das Leiden jeden Geschöpfes — wie entzifferst du mir daraus das, über unser, der Verdammung nur würdige, Menschengeschlecht tausendfach hingeschleuderte Urtheil leidenschaftlicher Heiligen? — Freilich haben diese sich zu helfen gewußt. Bald ist das Mitleid nur Verweichlichung und Krankheit des Gefühls, das lediglich bestrebt ist, den widrigen Eindruck des Elends zu heben, indem dieser die eigne Behaglichkeit stört; bald ein Erzeugniß der Einbildungskraft, die uns selbst plötzlich in die Stelle des Leidenden versetzt, mithin immer nichts weiter, als Selbstsucht sündiger Natur. Diese scheelsehenden Verunglimpfungen angebornen Menschenadels mögen oft gerechtfertigt erscheinen; aber wie soll das Mitleid der Heldenseele genannt werden, die, gewohnt die Bilder und Scenen des Todes auf blutigen Pfaden ins Auge zu fassen, schreckenlos und sonder Furcht für das eigne Leben, inmitten solcher Grausen, denen die Phantasie kaum nachzufliegen im Stande ist, eine Wonne darin findet, den verschmachtenden, niedergeschmetterten Genossen die letzten übrigen Tropfen Wasser auf die brennenden Lippen zu sprengen? Offenbart sich auch da kränkelnde Weichlichkeit des Gefühls oder selbstsüchtige Hinstellung eigener Persönlichkeit in die Lage des Geängsteten, der die Veranlassung dieses thätigen Mitleids wurde?

O, der Thorheit! alle Erscheinungen der Menschennatur in das Procrustus-Bette theologischer Systeme entweder zur gebührlichen Länge auszurenken und zu foltern, oder — was wohl noch öfter geschieht, da die Menschheit größer ist, wie die Satzung — die, über das kurze Lager hinaus ragenden Glieder des Gyganten zu verstümmeln, damit sie maaßgerecht wer-

den. Das echte Mitleid denkt gar nicht an sich — Gefühl und That folgen sich wie Blitz und Schlag — wenn Hülfe überhaupt möglich ist, und sonder Grübelei; darum kann das Mitleid eben so irre gehen, ungerecht, ja sträflich werden, und, wie allen Gefühlen, muß und soll auch ihm die Vernunft immer zur Seite stehen. Hier ist nur die Frage von Bedeutung, wie das Mitleid in seiner Erscheinung zu deuten sei? Folge körperlicher Gefühle und ihrer Organisation ist es gewiß nicht, sonst wäre es nicht bloß dem Menschen eigen. Folge des in uns sprechenden Sittengesetzes ist es auch nicht, denn dessen Ausspruch kann nur die Vernunft thun, und diese ist bei Erregung des Mitleids nicht wesentlich, sondern nur zufällig thätig, und wir sehen ja, daß, wie das Gewissen, so auch das Mitleid, selbst bei Kindern vom zartesten Alter, vorzüglich lebhaft seyn kann. Nein, das Mitleid wie das Gewissen, ist eine Mitgift des Schöpfers für den Menschen, mit ihm geboren, und nur durch moralische Verwilderung zu unterdrücken, wie jede andere Kraft, die ohne Unverstand aus unserer Natur nicht fortgeläugnet werden kann.

So wie das Gewissen schmerzliche Theilnahme an unserer eignen Unvollkommenheit darthut, so dehnt sich das Mitleid auf die leidenden Zustände unserer Mitgeschöpfe aus, und in den Thätigkeiten beider findet der fromme, sinnige Denker Veranlassung, sich in die Natur unsers sittlichen Lebens zu vertiefen.

Für sich vollkommen zu werden, und im wichtigsten Streben zur Vollkommenheit sich für die Zwecke des Weltenschöpfers hinzugeben, steht der Mensch da. Bei jeder Verirrung, wo die Selbstsucht den Sieg über das Ringen für den Zweck unsers Daseyns (das

heißt, aus Entschluß für das Beste des Ganzen zu wirken) davon getragen hat, ruft uns die Stimme des Gewissens entgegen, daß wir auf falscher Bahn wandeln; bei dem Siege unsers Pflichtgebots über die Selbstsucht, lohnt uns Bewußtseyn. Bei jeder Wahrnehmung äußerlicher und innerlicher Unvollkommenheiten unserer Nebenmenschen treibt uns das Mitleid, diese Unvollkommenheiten möglichst zu heben — und höher als alle steht die Liebe, welche Gewissen und Mitleid umfassend, unverwandt dahin gerichtet ist, uns selbst für Alle zu bestimmen, und, wo es erforderlich ist, irdisch zu opfern.

Die Liebe ist das Wesenverband der Geister nicht allein, ich möchte sagen, alles Lebens. Sie ist die Attraktionskraft der innern Welt, wie die Selbstsucht die Repulsionskraft derselben. Wie die Gesetze der äußern Natur nur die Sichtbarwerdung Gottes in den Beziehungen der Dinge zu einander sind, so ist die Liebe die Offenbarung seiner Zwecke, was wir zu glauben und zu hoffen haben. So wie bloßes Attraktionsvermögen endliche ewige Ruhe oder Tod in der materiellen Schöpfung erzeugen müßte, und nur unaufhörlicher Kampf der Anziehungs- und Abstoßungskraft den Kreislauf der Sterne durch die unermeßlichen Himmel vorschreibt; so müßte die Liebe, ohne den Kampf mit der Selbstsucht, endlich thatenlos ersterben, und, freilich in einem seligen Verscheiden und Zurücksinken in den Schooß der unendlichen Liebe, da ihr Grab finden, wo sie ausgegangen ist.

Alle Tugend ist nur möglich dadurch, daß Liebe die Selbstsucht erträgt, und nicht von ihr unterdrückt werden kann. Es läßt sich auch nicht eine künftige schönere Welt denken, wo die kampflose moralische

Kraft in uns bloß an sich selbst zehren sollte — das Gesetz des Widerstandes wird fortdauern, aber sich freilich in dem Verhältnisse veredeln, als unsere Liebe immer reiner und göttlicher wird. Unsere Liebe auf Erden trägt immer noch mehr oder weniger, den Charakter bloßer Neigung, das heißt, sie hat noch viel zu viel Beziehungen des geliebten Gegenstandes auf uns selbst, und unsertwillen. Wie könnten wir sonst am Grabe dessen trostlos die Hände ringen, den wir nun für veredelter und glücklicher halten, als uns selbst?

Ich kann es nicht mehr für eine richtige Ansicht erklären, die Mangelhaftigkeit unserer moralischen Natur als ein verschuldetes Gebrechen der Menschheit zu betrachten. Ohne diese Unvollkommenheit, die unserer moralischen Wirksamkeit als das Tagewerk unseres Erdenlebens aufgegeben ist, und die wir so verarbeiten sollen, daß Böses zum Guten werde, würden wir nicht mehr moralisches Verdienst haben, als der reine Lichtstrahl, den wir im Brennspiegel auffangen; ich halte diese Gebrechlichkeit vielmehr für begründet in dem weisen Schöpfungsplane Gottes.

Gott ist die Liebe! Aber verstehe diese göttliche Wahrheit nicht so, endlicher Mensch, als wohne in Gott, wie in dir, Neigung oder Widerwillen, Freude oder Zorn, Haß oder Wohlgefallen, lauter Stimmungen deines Gemüthes, das von außen bewegt, und von innern Leidenschaften bestürmt wird.

Die Liebe Gottes ist sein, zum Glück aller Wesen, hinwirkender Schöpfungsgedanke. Nicht, wie nach einem von endlichen Geistern entworfenen Plane, kann dieser oder jener Erfolg eintreten, der Ausgang zum Theil glücklich, zum Theil wider gewünschte Zwecke

ausfallen. Es kann nichts in diesem Schöpfungswerke mißlingen, wie bei dir, der du in der Zeit wirkest, denn Er erfüllt die Ewigkeit, und Ursach und Wirkung, Vergangenheit und Zukunft fallen in seiner Göttlichkeit zusammen. Es kann kein Staub, noch weniger ein von ihm ins Daseyn gerufener Geist verloren gehen, weil er bei seinem Entstehen ja schon wußte, daß er verloren gehen würde; wenn er ihm auch die Freiheit gab, sich die Seligkeit zu erwerben, dem, für den es keine Zukunft giebt, war es ja schon enthüllt, daß er sie dennoch verscherzen würde. Geängsteter Mensch, ziehe die Folgerungen hiervon und reime deine gräßlichen Abstraktionen mit deiner leisesten Ahnung von Gott zusammen, wenn du kannst. Gottes Gerechtigkeit ist so groß wie seine Liebe! — und damit wäre denn freilich die ewige Liebe in der peinlichen Nothwendigkeit, verdammen zu müssen. Was ist denn Gottes Gerechtigkeit? Denke dir nicht bloß den unpartheiisch richtenden Weisen, der unabwendbar das verhängt, was das verletzte Gesetz dem Uebertreter androht — denkst du so menschlich klein von dem Allerhöchsten, so hast du ihm auch den Vorwurf gemacht, daß er dich schon verdammte, ehe er dich schuf, daß er dich werden ließ, um dich zu verdammen. Mußt du das folgern, wo bleibt dann dein Gott? Ist Gottes Liebe der Grund seines Schöpfungszweckes, nämlich die Bestimmung aller Geschöpfe zu Glück und Seligkeit, so ist seine, in dem bildlichen Ausdrucke: Gerechtigkeit, ihm beigelegte Eigenschaft nichts anders, als jene Einrichtung der moralischen Welt, wonach jede Verirrung seiner Wesen nach innern Gesetzen doch endlich wieder zum Wohllaut in der Har-

monie des Ganzen zurückkehren muß, unbeschadet der sittlichen Freiheit. Von den Folgen deiner unsittlichen Handlungen kannst du vielleicht, nach der Größe und dem Zusammenhange deiner Verschuldung, in Jahrtausenden — wenn du einmal einen irdischen Maaßstab annehmen willst — nicht frei werden — aber daß es nun und nimmer geschehen sollte, würde auf die Behauptung hinführen, daß Gott seinen Schöpfungsplan nicht völlig zu erreichen im Stande gewesen wäre. Wo bleibt dann der allervollkommenste Gott?

Der Ausdruck Liebe ist ein schönes stellvertretendes Wort für eine Vorstellung unendlicher Vollkommenheit in dem Wesen der Gottheit, deren Schöpfung ein, ihrem Urheber entsprechendes Werk seyn muß. Die sittliche Welt soll ihre Bürger und Bewohner der höchsten Vollkommenheit immer näher führen. In der höchsten Vollkommenheit ist die höchste Seligkeit begründet, und in den Schranken der Menschennatur ist Liebe in edler Bedeutung freie Wirksamkeit zum Wohle unserer Mitgeschöpfe, nicht aus kaltem Pflichtgefühl, sondern aus warmer, lebendiger Neigung. Die unendliche Liebe Gottes — wir haben keinen bessern, eben so wohlthuenden Ausdruck dafür — soll daher bezeichnen: daß Gott, der in sich vollkommen, der höchsten Glückseligkeit genießt, zum Schöpfer einer Welt geworden ist, deren lebendige Wesen seiner Seligkeit theilhaftig werden sollen. Auch das alles sind nur bildliche Vorstellungen, aber wo soll der Mensch eine Sprache hernehmen, um, nach endlichen Begriffen, das Unendliche in seiner abgezogensten Bedeutung zu bezeichnen. Es kommt nur darauf an, die edelsten, reinsten und höchsten Bilder zu wählen, deren unsere Vorstellungskraft fähig ist. Gerechtigkeit aber ist eine Eigenschaft, die

eben darum, weil sie bloß in den Schranken endlicher Verhältnisse hervortritt, dem Unendlichen nicht angebildet werden darf, ohne unauflösliche Widersprüche herbeizuführen, weil ja offenbar Gottes Gerechtigkeit und Gottes Liebe unvereinbar einander gegenüber treten und sich wechselseitig beschränken müßten, mithin eine Unvollkommenheit in dem Wesen der Gottheit folgern ließen.

Es wäre aber bis zur Albernheit kindisch geschlossen aus der Unangemessenheit der Eigenschaft gerecht in dem Wesen Gottes, ihr Gegentheil, ungerecht ermitteln zu wollen, da ich Hunderte von Prädikaten aufstellen kann, die weder bejahend noch verneinend der Gottheit beigelegt werden dürfen. Gerechtigkeit ist ja nur die menschliche Tugend, welche nach gegebenen Gesetzen die Richtigkeit oder Unrichtigkeit unserer Handlungsweise billigt oder verwirft; und die von dem Gesetz danach bestimmten Folgen eintreten läßt, unbekümmert um die Folgen dieser Folgen. Hieraus ergiebt sich, daß die Wirksamkeit der Gerechtigkeit keine allgemeine, sondern nur eine besondere Rücksicht nehmen dürfe; sie wird den Mörder verurtheilen, und wenn auch alle seine verwaisten Kinder darüber wieder zu Mördern werden sollten. Willst du daher von Gott sagen, er sei gerecht, so verstehe ja nicht darunter etwa ein Straf- und Rächeramt in ihm, sondern die, nach seinen ewigen Gesetzen, mit jeder unsittlichen Handlung unvermeidlichen Folgen, die nach denselben Gesetzen seiner Liebe wiederum dem Wohle des Ganzen, mithin auch des Sünders selbst, dienen müssen. Diese Gesetze Gottes umgreifen alles in Raum und Zeit, es ist keine Folge darin ausgelassen, und jede Folge, die ein ewiges Uebel in sich

schlösse, höbe die Vollkommenheit des Schöpfungsplanes auf. Da Gerechtigkeit nur die Tugend endlicher Wesen für bedingte Verhältnisse seyn kann, in Gott aber nichts bedingt ist, so hält mein Glaube furchtlos an seiner unendlichen Liebe sich empor, die der Grund meines Entstehens war und durch die Nacht des Todes meine Leuchte seyn wird zu einem höhern Leben; denn es ist dieser Glaube der Grund von dem, was ich zu hoffen habe, meine Ueberzeugung von unsichtbaren Dingen.

Neunter und letzter Brief.

Theodor an Adalbert.

O du innig Geliebter! So bist du mir denn nun wieder gegeben, und ein so weiches, hochgesinntes Herz, das so fähig und geneigt war, Andre zu beglücken, ist nun selbst wieder glücklich, glücklich in der seligen Ueberzeugung, daß er Eins mit Christus ist, in Lieben, Glauben und Hoffen? Adalbert, du liebst und glaubst — o hoffe auch für unsere armen geängsteten Mitbrüder, die die Arme nach dem Gekreuzigten ausstrecken und für die zerknirschte Brust keine Ruhe von dem Gott erflehen können, die ihnen der hohe Mensch, verständen sie ihn, gewiß gegeben hätte. Ja, es soll einst eine schönere Zeit auf Erden beginnen, wo das heilige Wort, und des Erlösers Lehre das edelste Verband der Menschheit werden — itzt, o itzt hat so oft und lange Statt des himmlischen Lichtes, nur die irdische Flamme geleuchtet, und drückender Qualm

und Rauch Erstickung und Finsterniß über die sogenannte christliche Welt hingelagert.

Möchtest du einst an meinem, oder ich an deinem Sterbebette stehen können! Kein ängstender Scherge rufe sein Wehe und dann, wenn er zermalmt hat, seine Vergebung uns zu. Nie bedarf der Mensch, ohne fremde Einmischung und Vermittlung, der selbstständigen Erhebung zu Gott so sehr, als in der letzten Stunde — aber der Herzensverwandte, der in dem seligen Lächeln des Verscheidenden die Bewährung findet, daß Glauben und Hoffen der Fels sei, auf dem Christus seine Kirche erbaut, nur der trockne den letzten Schweiß, womit die unterliegende Natur ihr Zerfallen ankündigt, von der Stirn des Geliebten.

Der junge Lenz streut seine Blüten über die Felder und Gärten — o eile zu mir Adalbert, daß wir uns der mündlichen Mittheilung erfreuen, und in der Blume, die zu unsern Füßen duftet, und in dem Ton der Nachtigall, die über uns schlägt, und in dem Murmeln des Baches, der, an der Felsgrotte vor uns, die Strahlen des Mondes zurückwirft — den Friedenszuruf des Heilandes und seiner Apostel im seligen Herzen vernehmen:

Gott ist die Liebe!

Neue Schriften,

welche

in ebenderselben Verlagshandlung erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten sind, werden der Aufmerksamkeit des gesammten theologischen Publikums empfohlen.

Mohn (Superintendent in Duisburg) über Verbesserung und Verschönerung der evangelischen Gottes- und Christus-Verehrungen. Beiträge zur evangel. Liturgik für evangelische Christen und Christenlehrer. gr. 8. geheftet 1 Rthlr. 12 gr.

Gieseler (Prof. in Bonn), Etwas über den Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 zur Berichtigung mehrerer Entstellungen der Geschichte, und zur Erklärung einiger gemißbrauchten Stellen aus Luthers Briefen, zunächst mit Bezug auf die Schrift „Luthers kathol. Monument." gr. 8. geheftet 6 gr.

Joh. Gottfr. Christ. Nonne, in seinem Leben und Wirken dargestellt, zur Ehre des Verewigten, und als Beitrag zur Geschichte des höhern Schulwesens in Westphalen, vom Consistorialrath D. A. W. P. Möller. 8. geheftet 8 gr.

Reisig (Consist. Präsident in Stolberg) geistliche Lieder. Neue mit einer Abhandlung über Verfertigung neuer Kirchenlieder vermehrte Ausgabe. 8. geheftet 4 gr.

Scheibler (evang. Pred. zu Montjoie). Wie und warum jeder evangelische Christ das Beste seiner Kirche befördern soll. Eine Predigt vor der vereinigten Kreissynode in Aachen, am 17. Oktober 1820 gehalten. Nebst einer Zuschrift an die erste evangelische Landessynode in Berlin. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. geheftet 9 gr.

Sammlung christlicher Gesänge. Zum Gebrauch bei der Confirmation u. ersten Abendmahlsfeier. gr. 8. Ladenpr. 6 gr. Partiepreis 4 gr.

Glaube. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Unsinn.

Zu verbessernde Druckfehler.

Seite	1	Zeile	10	statt	Weesens	lies	Wesens.
—	4	—	15	—	Nain	—	Naim.
—	7	—	17	—	Weeg	—	Weg.
—	14	—	4	—	Weege	—	Wege.
—	14	—	31	—	Weeg	—	Weg.
—	16	—	2	—	mußte	—	müßte.
—	23	—	24	—	ein	—	in.
—	25	—	9	—	Formelweesen	lies	Formelwesen.
—	25	—	15	—	seeligmachende	—	seligmachende.
—	31	—	10	—	Umweeg	lies	Umweg.
—	41	—	29	—	Weege	—	Wege.
—	53	—	33	—	von Liebe	—	der Liebe.
—	67	—	26	—	katholischen	—	katholisch-
—	72	—	15	—	der westphälische Friede	lies	nach dem westphälischen Frieden.
—	73	—	16	—	allgemein machte	lies	allgemein wurde.
—	74	—	24	—	Meinung	lies	Stimmung.
—	119	—	20	—	Dikke	—	dikke.
—	124	—	5	—	Ansichten	—	Ansicht.
—	124	—	16	—	kann	—	könne.
—	156	—	16	—	aufgelößt	—	aufgelöst.
—	161	—	1	—	außer	—	in.
—	180	—	20	fällt „die“ ganz fort.			
—	180	—	24	statt	wann	lies	wenn.
—	181	—	5	—	Seite	—	Secte.
—	181	—	29	—	zurückführen	—	zurückkehren.
—	186	—	21	—	endliche	—	endlich.
—	188	—	32	—	seiner	—	freier.

Speculativen Theologie einleitung [illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Loest, Heinrich W. [Herausgeber]

Briefe zweier Freunde über Religion und Glaube kein Buch für Befangene

Hamm 1822

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.393-b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11760520-3